Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 30 (1948)

Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 9. April 1948 | Erscheint jeden Freitag | 30. Jahrgang Nr. 14

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Flitz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Einladung zur Generalversammlung

der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt"

auf Freitag, den 16. April 1948, 14 Uhr 15, im Hotel Augustinerhof, Zürich.

Traktanden:

1. Protokoll.
2. Jahresbericht.
3. Jahresrechnung.
4. Wahlen.
5. Verschiedenes.

Nach den Verhandlungen Kurzreferat von Frl. Dr. Frey: „Die Entwicklung der politischen Rechte in der Schweiz seit 1848."

Wir hoffen auf zahlreiche Beteiligung!

Für die Genossenschaft Schweizer Frauenblatt:

Die Präsidentin:
Dr. h. c. Else Züblin-Spiller.

Schweizer Europahilfe

Vier ineinandergeschlungene, zu einem starken Ganzen vereinigte Herzen sind das Symbol, unter dem jetzt in der nächsten Zukunft, und darüber hinaus noch auf lange Zeit der Helferwille der Schweiz wirksam sein soll.

Fünf bewährte schweizerische Hilfsorganisationen*, zusammengeschlossen im Verein

Schweizer Europahilfe

haben es übernommen, die Sammlung in der Schweiz gemeinsam durchzuführen. Oberste Aufsichtsbehörde ist das „Nationale Komitee" (Präsident: Nationalrat Dr. E. Boerlin, Liestal; Vizepräsidenten: Nationalrat Robert Bratschi, Bern; Generaldirektor Dr. E. Froelich, Zürich; Nationalrat A. Janner, Locarno; Frau Dr. A. H. Mercier, Glarus; Altregierungsrat F. Porchet, Lausanne). Eine vom Bundesrat ernannte Kontrollstelle prüft die Rechnungsführung der Sammlung.

Vom Ertrag der Sammlung fließen 90 % den schweiz. Hilfswerken zu, um ihre eigene Hilfstätigkeit an den notleidenden Kindern und Müttern im Ausland fortzuführen. 10 Prozent werden auf Grund einer vertraglichen Vereinbarung mit der UNAC dem Internationalen Kinderhilfsfonds zugewiesen.

„Ein Tagesverdienst für die Kinder der Welt"

Das ist der Wortlaut des Weltaufrufes. Er richtet sich an alle Menschen guten Willens, ohne Unterschied der Herkunft und des Glaubens.

Jeder mag für sich selbst entscheiden, was „ein Tagesverdienst" für ihn bedeutet: den 365. Teil eines Jahreseinkommens, den Ertrag eines Arbeitstages oder einen vollen Taglohn. Wer nicht so viel entbehren kann, möge einfach tun, was in seinen Kräften liegt.

Spende der Betriebe — Spende der Frauen
Spende der Jugend — Die anderen Spenden

Wir alle wollen helfen, wir alle werden den grünen Einzahlungsschein mit großen und kleinen Gaben, jedes nach seinem Vermögen, aber frohen und willigen Herzens aus Gefühl der Pflicht übergeben. Es ist eine freiwillige, eine einmalige Spende, sie sei wohlüberlegt im Gedanken, daß es darum geht, Millionen von hungernden und an allem darbenden Kindern zu helfen, auf welchen die Zukunft Europas aufgebaut werden muß.

Wir alle wollen mithelfen an diesem Werk internationaler, europäischer Solidarität.

* Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz; Schweizerisches Arbeiter-Hilfswerk; Schweizerischer Caritasverband; Schweizerisches Rotes Kreuz, Kinderhilfe; Schweizer Spende.

DER BUNDESPRÄSIDENT
DER SCHWEIZERISCHEN EIDGENOSSENSCHAFT

Rettet die Kinder!

In diesen Tagen und Wochen ergeht ein Ruf an die Menschen aller Nationen: "Rettet die Kinder". Zum ersten Mal seit dem Ende des zweiten Weltkrieges finden sich fünfzig Länder auf allen Kontinenten zu gemeinsamer, brüderlicher Tat. Im Rahmen des Weltaufrufes der Vereinigten Nationen führt die "Schweizer Europahilfe" in unserm Land die Sammlung für die notleidenden Kinder durch.

Der Schweizerische Bundesrat bittet die Männer, die Frauen und vor allem die Jugend unseres Landes, sich dieser Kundgebung internationaler Solidarität offenen Herzens anzuschliessen. Gewiss hat unser Land schon viele Opfer für die Kriegsgeschädigten gebracht; dennoch wird es auch diesmal nicht zurückstehen, wo es gilt, durch eine gemeinsame Anstrengung der Völker Millionen unschuldiger Kinder vor Hunger, Not und Siechtum zu bewahren.

Bundespräsident

Die Mühsal der deutschen Frau

Dieser Titel ist demonstrativ gewählt als Gegensatz zum Titel „Der Sieg der Gretchen", der zu einem Artikel* in einer unserer schweizerischen Wochenzeitungen erschienen ist. Auch wer jenen Artikel nicht gelesen hat, versteht, was damit gemeint ist. Der Verfasser beschreibt darin ein Defilee auf dem Kurfürstendamm in Berlin — und „wie man es in jeder Stadt der drei Okkupationszonen wiederfindet" — von „reizenden, parfümierten, entzückenden Schönheitsköniginnen letzter Eleganz, blond, frisch und hübsch" in Begleitung von (nicht deutschen) Männern, „Auto fahrend oder auf blitzend neuen Velos vorbeiflitzend — das sind deutsche Frauen", die mit Verachtung auf „weniger gut gekleidete Frauen" blicken, die in „deutschen Ersatzstoffen" und selten in Männerbegleitung einhergehen, und deren Eleganz „typisch deutsch" wirkt — und „das sind Amerikanerinnen ...".

Der Verfasser, offenbar in der nicht ganz unberechtigten Annahme, nicht ernst genommen zu werden, versichert, weder zu übertreiben noch zu erfinden.

Trotzdem erlaube ich mir, im Wunsche, den durch diesen Artikel erweckten schlechten Eindruck zu verwischen und aus Solidarität schlechthin zu unsern weniger eleganten Mitschwestern, in den folgenden Ausführungen ein anderes Bild zu entwerfen, wie ich es auf einer allerdings nur nach Tagen zählenden Deutschlandfahrt empfing. Nicht daß ich in Abrede stellen wollte, daß es die sieghaften „Gretchen" nicht auch gibt, die durch Fraternisierung zu Mann und einer Wäsche- und Kleiderausstattung kommen! So gut es bei uns GI-girls gab, die zur Zeit der amerikanischen Urlauberinvasion nur noch „hello boy" und yes und no sagen konnten, so fiel es doch niemanden im Ernst ein, von dieser leichten Ware, die in jedem Land wohlfeil zu haben ist, als von typischen Schweizermädchen und dazu noch in der Mehrzahl zu reden. Wenn der Prozentsatz fraternisierender Frauen im hungernden Deutschland größer ist, so findet er eine Erklärung in der großen Not.

Ich bekam — und mit mir auch andere — von meiner Rheinlandfahrt einen andern Eindruck als jener Artikelschreiber und in düsterer Erinnerung bleiben mir die

müden, abgeschafften, resigniert und irgendwie verstaubt aussehenden Frauengestalten,

die immer noch stundenlang Schlange stehen um ein paar Punkte „Nährmittel", sich um 3 Uhr früh anstellen für Fleisch, das ab 9 Uhr verkauft werden soll, von Frauen, die sich auf durchgelaufenen Schuhen mit ramponierten Kinderwagen, abgetragenen Taschen und Säcken herumquälen, ich habe von Frauen gehört, die sich Schuhe und Mäntel ausleihen, um ihre Einkäufe zu besorgen und als Entschädigung dafür von ihren wertvollen Punkten hergeben. Diese Frauen wirken „typisch deutsch", ihre Kleidung sieht nach „deutschen Ersatzstoffen" aus, und wenn ich nach der Herkunft eines durch Qualität besonders auffallenden Mantels fragte, so stammte er von einer alten Uniform. Ich habe Frauen besucht, die gemeinsam mit ihren Männern mit eigenen Händen

die verschütteten Keller

zerstörter Häuser freigelegt und dann mit ihrer Sauberkeit und Ordnungsliebe darin eine wohnliche Behausung eingerichtet haben für sich und ihre Familie. Ich habe eine noch junge Witwe in einem Erdbunker besucht, die dort mit ihren fünf vaterlosen Kindern mehr schlecht als recht haust. Es fehlt ihr an einer Nähmaschine, die ihr gestohlen wurde, nicht nur an Kleidern für ihre drei wilden Buben, sondern auch an Faden, Nadeln, Stopfgarn, um das Wenige ganz beisammen zu halten. Das sind Verhältnisse und Probleme, die wir hablichen Schweizerfrauen uns gar nicht vorstellen können. Zum Glück für die arme Frau, welcher der Gedanke an Fraternisierung offenbar noch gar nicht gekommen ist, wurde sie von der deutschen Wohlfahrtsstelle entdeckt, die ihr nun mit Hilfe der

Speisungen der Schweizer Spende

beisteht.

Die jungen Schwezer Leiterinnen der letzteren, die ich vor allem über die Jugend ausfragte, sprachen mit Mitgefühl und Achtung von den Problemen der seriösen jungen Mädchen um die 24, die sich im Hinblick auf den Männermangel in Deutschland resigniert damit abfinden, ledig zu bleiben; umso konzentrierter arbeiten sie an ihrer Berufsausbildung. Zu Tausenden zählen die jungen Leute, die sich zu den Universitäten drängen. „Aus Wissensdrang" sagte mir ein Akademiker. „Aus Materialmangel, der eine gute Handwerker-

* Die Weltwoche vom 25. März 1948 „Die Revanche der deutschen Frau". Die Redaktion.

Feldblumen

Von Adalbert Stifter 1840

Mein Reisedurst brannte, wie so oft — ich stand nun auch auf und ging von dem Seehause fort ins Ungewisse herum und senkte mich in meine Träume. Die Natur hielt Abendfeier, das Sonnenlicht schritt nur noch auf den höchsten Spitzen, die Luft ward immer wellenloser und stiller — ich ging südwärts gegen die Felsen — da war es, als ob das Echo, das tausendfältig in diesen Bergen schläft, traumredete und etwas wie Glockentöne lallte; aber Glocken können hierher ihre Klänge nicht senden, da der Ort tief einsam im Gebirge liegt — ich ging immer weiter weg von dem Hause. Es giebt eine Stille — kennst du sie? — in der man meint, man müsse die einzelnen Minuten hören, wie sie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen. — Eben von ewig fortpolternden Städten gekommen, wurde mir diese Stille fast gespenstig, und ich war erleichtert, als endlich gegen Abend in der Dunkelheit ein leichter, kühler Hauch an mein Gesicht wehte, und sich zwei Blätter an einem Schlehenstrauche neben mir rührten, aber ohne zu flüstern. Ich ging spät in das Haus zurück. Sie hatten schon zu abend gegessen und mich und den Engländer vergeblich erwartet. Gleich nach uns sind noch zwei Fremde gekommen, und diese und die andern sind alle auf den See hinaus. Den Engländer glaubte man bei mir. Ich ging auch wieder fort, und als ich gegen den See kam, konnte ich sie nicht erblicken, weil es schon zu sehr dämmerte. Ich stieß einem Jäger auf, der mir sagte, er warte auf den Vollmondsaufgang. Ich wollte nun dasselbe thun und legte mich zu ihm ins Gras und ließ mir von ihm erzählen, und wie ich seine Gebirgsmärchen gleich Zitherklängen entwickelten, schaute ich träumend in die phantastische Dunkelheit, in der die Gebirge hingen, in immer stillere und größere Massen schmelzend, und auf den See, der stets starrer und schwärzer ward und nur hier und da mit einem schwachen, ungewissen Lichtchen aufzuckte. Und immer tiefer sank Berg und Thal und See in die dunkle, schlummerige Luft vor mir zurück — eine unläßliche Wehmut war in meinem Herzen — der Jäger schwieg endlich auch, und ich hörte jetzt deutlich Lothar und des Doktors schöne Stimme von dem See her gedämpft singen — dann einen Pistolenschuß und das darauffolgende Gewitter des Echo, das die Berge und den See im Finstern durcheinanderwühlte und in Kreisen rollte und sich mäßigte und beschwichtigte und ausmurmelte; sein Verzittern machte mir die Landschaft nur noch unbeweglicher, wie einen schwarzen Klumpen, der in zackiger Linie den silbergrauen Himmel abschnitt. „Seht einmal auf den Röllberg", sagte mein Nachbar und zeigte mit dem Finger in die Nacht hinaus. Ein lichter Schein stand unten an dem bezeichneten Berge — die Mondesaurora war es; ich glaubte, er selber werde jetzt aufsteigen; aber nur der Schein klomm längs der steilen Kante des Felsens, der ordentlich schwarz gegen diesen Schimmer stand, bis der Mond endlich gerade auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer emporschlug zu dem Himmel, an dem schon alle Sterne harrten. Er trennte sich sodann und schwamm wie eine losgebundene, blitzende, weißglühende Silberkugel in den dunkeln Aether empor — und alles war hier unten wieder hell und klar. — Die Berge standen wieder alle da und troffen von dem weißen, niederrinnenden Lichte, das Wasser trennte sich und wimmelte von Silberblicken, ein Lichtregen ging in den ganzen Bergkessel nieder, und jedes feuchte Steinchen und jedes tauige Gräschen hatte seinen Funken. Auch das Schiff der Freunde erblickte ich jetzt, und ein vierstimmiger Männerhymnus begann darauf, und der Gesang wogte gedämpft, ein Echo schleifend, von dem See herüber und zog sich dann ferner und verklang — dann ein mattes Jauchzen — das Rollen ferner Pistolenschüsse und dann wieder die Mondesstille.

Ihr Auge, dieser schöne Mond ihrer Herzenssonne — wo mag dieses nun aufblicken zu seinem Schwestergestirne des Himmels? O, ihr schönen Felsen und du, schimmerndes Firmament! Was ist zwischen heute und jenem Abende vor zwölf Jahren, als ich das erste Mal an diesem Ufer stand, ein unschuldiger Jüngling voll ungebändigter Hoffnungen und ein unerschöpfliches Weltmeer von Vertrauen in dem Herzen! — — Wieviel hat sich seither geändert — wie viel habe ich geirrt, gesündigt und gebüßt und wie scharf einsam bin ich heute gegen das Wogen und Wallen von Gestalten, die mich damals umgaben! Aber ein Rest ist geblieben, ein Boden, auf dem die Blumenphantasie gestanden: die feste, schönheitsliebende Seele ist geblieben — und manch schönerer Blumenwald kann einst wieder daraus emporsprossen — er kann ja noch sprossen!

„Geht schlafen, lieber Herr", sagte plötzlich der Jäger zu mir; „Ihr habt morgen einen weiten Weg und es wird heiter und heiß sein — ich verlasse Euch, da mir der Mond schon hoch genug ist."

Ich schlafen gehen? Dazu war ich viel zu bewegt. Ich ging den See entlang, von dem jetzt Ruderschläge herkamen und bald darauf das Schiff der Freunde. Isidor sprang heraus und jubelte und sagte, es sei eine Götternacht, und der Doktor bedauerte mich, daß ich nicht mit zu Schiffe gewesen; an diesem einen der zwei angekommenen Fremden habe er einen wahren Fund gethan; er singe einen unvergleichlichen Tenor; der sei noch immer abgegangen; Lothars Stimme sei doch nur ein Bariton; nur schade, daß die Zither, die der Fremde mitgebracht, in der Eile in dem Hause vergessen worden sei. Sie gingen alle dem Hause zu — ich nicht; denn wo sie ihr Schiff anlegten, bemerkte ich ein zweites, kleines, mit diesem wollte ich ganz allein auf den See hinausfahren. Ich band es leicht los und stieß ab.

Nun wurde es weit um mich — die Berge traten zurück und standen groß da in lichtneblichen Schleiern und sanft in träumerischer Magie, und ich schwamm auf dem schönen, glatten, flimmernden Elemente, und bei jedem Ruderschlage rann flüssiges Silber um mein Schiffchen. Aus dem Seehause schallten noch die Reden meiner Reisegefährten, die schlafen gingen, und als es immer mehr und endlich ganz still geworden, und der Mond schon fast im Scheitel seiner blauen Halle stand, da hörte ich wie-

Elisabeth Thommen 60 Jahre alt

Am 10. April feiert in Zürich die bekannte Schweizer Schriftstellerin Elisabeth Thommen ihren einundsechzigsten Geburtstag. Wir alle kennen vom Radio her ihre Stimme, die unermüdlich für die Besserstellung der Frau wirkt. Jeder Schweizer Frau sollte ihr Name geläufig sein, und tausende von Frauen gedenken an diesem Tage in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit der tapfern Kämpferin fürs Frauenstimmrecht.

In hunderten von Artikeln setzt sich Elisabeth Thommen immer und immer wieder mit bewundernswerter Eindringlichkeit und nie erlahmender Ausdauer für jegliche Frauenfragen ein, womit sie sich seit Jahrzehnten einen weiten Leserkreis geschaffen hat. Ungezählte Frauen sind bei ihr in die „Lehre" gegangen, haben die Artikel verschlungen, sich mit ihnen in einsamen Stunden auseinandergesetzt, und wenn sie auch natürlicherweise nicht immer mit allen Argumenten der gewandten Journalistin einverstanden waren, so vermittelte die Lektüre der Beiträge im Frauenblatt der National-Zeitung doch ein stetes Beschäftigen mit sozialen Fragen, die vielen Frauen leider sonst noch gleichgültiger geblieben wären.

Doch ehren wir heute nicht nur die vorzügliche Journalistin, die angenehme und vielseitige Radiosprecherin, sondern wir gedenken auch der Veröffentlichungen, die die Schriftstellerin im Laufe der Jahre herausgegeben hat. Wer hätte nicht vom kürzlich erschienenen entzückenden Kinderbuch „s Wolkebutzli" gehört, wer hat von Elisabeth Thommen nicht schon Gedichte da und dort in Zeitungen gelesen? Viel zu wenig bekannt sind die herzigen Basler Mundartgedichte „Es Buscheli grynt", ein Gedichtbändchen, das — was bei Lyrik so selten vorkommt — eine zweite Auflage erleben durfte. Doch auch der andern Veröffentlichungen gedenken wir. Um nur einige zu nennen: Die Novellen „Das Tannenbäumchen", Frauenbilder, die Erzählung „Evas Weg", Sie sucht und strebt und irrt, Beitrag zur Frauenfrage u. a. m.

Früh sah sich Elisabeth Thommen gezwungen, sich neben der Schriftstellerei nach einer einträglicheren Betätigung umzusehen. Als Redaktorin des „Schweizer Kindergarten" und der „Frau in der Schweiz" hat sich die Jubilarin verdient gemacht. So wurde sie Journalistin, wofür sie sich wohl vorzüglich eignete, doch wie so vielle andere, sich mehr zum Schriftstellerberuf hingezogen fühlte.

Was sie sich denn nun eigentlich am meisten wünsche, fragte ich sie am Telephon, als mir die Jubilarin lachend kundgab, es sei ihr gänzlich gleichgültig, was über sie geschrieben werde, sie sehe sich jetzt leider gezwungen, ihres Gesundheitszustandes wegen ihre Tätigkeit für einige Wochen zu unterbrechen, und sie wünsche sich nichts anderes, als zwanzig Jahre jünger zu sein, und leider könne wohl kein Mensch immer das tun, was er am liebsten möchte, Hauptsache sei ja, wenn er nur das richtig vollbringe, wozu ihn das Schicksal erkürt habe.

Wie tapfer und unermüdlich setzt Elisabeth Thommen doch ihre Kräfte für uns Frauen ein! Wieviele sind ihr heute tief dankbar für das Geleistete, wieviele sind aufgerüttelt worden von ihrer liebenswürdigen Ueberzeugungskraft, und doch, werden die Gegnerinnen des Frauenstimmrechts mit Unrecht fragen, was wurde erreicht? Viel wurde erreicht, dürfen wir der verdienstvollen Kämpferin heute zurufen. Uns hat sie belehrt, die wir sonst vielleicht ebenfalls wie leider noch viele gleichgültig und verständnislos dem Frauenstimmrecht gegenüberständen.

Daß die Saat ihrer belehrenden und aufklärenden Arbeit endlich aufgehen möge, und daß schließlich doch der eine und andere Kanton die Arbeit der Frauen anerkenne, das wünschen heute Tausende Elisabeth Thommen. Daß sie die Gleichberechtigung der Frauen in der Schweiz noch erleben könne, sich an deren Segen erlaben möge, wünschen wir von Herzen, und daß sie sich hernach im Besitze der erworbenen Rechte tapfer und mit all der ihr zur Verfügung stehenden Klugheit sowie es ihrem Wesen entspricht, ebenfalls einsetzen wird fürs Wohl der Schweiz, des sind wir alle gewiß.

Lassen wir nun Elisabeth Thommen, die sogar auf lyrischem Gebiet Frauenfragen behandelte, selber in einem Gedichte sprechen, das 1940 im Schweizer Frauen-Kalender erschienen ist. J. B.

D' Schwyzerfrau im frömde Land

Chumm, Chind, chumm ganz nooch zue mer, heb mi
an dr Hand!
Hüt ha-n-i Langizyt, hüt dänke-n-i an mys Heimatland.
Gäll, dänksch an d'Schwyz?

Hüt isch e bsundere Tag, und mir tuet's Härz weh in
dr Brust.
Hüt fyre si deheim dr Schwyzertag, dr erst Augst.
Sie fyre in dr Schwyz?

Am See und uf de Bärge brenne groß hôchi Füür.
Und mir sy nit derby, vill Johr nit, weder färn no
hüür.
Worum bisch uhe us dr Schwyz?

Mer hei nüt z'schaffe gha, dr Vater nit und i.
Do in dr Frömdi hei mer gnue und chönne sy.
Und het sie der nit ghulfe, d'Schwyz?

Sie het is Gäld für d'Reis geh und het gmeint: Dr
Liebgott
Hälf dene, wo sech sälber hälfe! — — So hälfere Gott!
So hälfere Gott, dr Schwyz!

---

lehre ausschließt", wurde mir von anderer Seite erklärt. „Unglaublich, wie denkunfähig die meisten dieser jungen Leute sind, wie kritiklos sie alles schlucken was sie vorgesetzt bekommen", wunderte sich ein Universitätsprofessor. Mich wundert es weniger nach „1000 Jahren strammgestanden!" Auch dieser Professor wohnt in der Waschküche unter den Trümmern seines Hauses, seine Frau näht ihm, von Hand natürlich, Hemden aus geblümeltem Vorhangstoff, zum Mittagstisch kann sie ihm nichts als Brot und Suppe vorsetzen, wenn er statt dem Kursgeld nicht hin und wieder Lebensmittel von seinen Hörern bekommt.

Suppe und Brot

das ist heute die Hauptmahlzeit der meisten Deutschen, und der milch- und zuckerlose „Muckefuck" am Morgen, eine dunkle Brühe aus allem möglichen, nur nicht aus Kaffeebohnen, macht niemanden satt. Auch die Aerzte und Schwestern der, notabene nicht geheizten Spitäler, kriegen außer zwei Kartoffeln mit „Tunke" zum Abendessen keine Zusatzkost. Was wunder, wenn TB und Arbeitsuntauglichkeit im Zunehmen begriffen sind. Gewiß gibt es auch Deutsche, die satt werden, das sind die Schieber und jene mit Vitamin B (Beziehungen). Eines der

Hauptsorgenkinder

der Stadtverwaltungen ist der Aufbau; die Schutthügel der zertrümmerten City von Köln z. B. können nicht weggeräumt werden, weil sie ja den früheren Hausbesitzern gehören. Einfach enteignen nach kommunistischem Muster darf die Behörde nicht und in schlechter Währung entschädigen, lassen sich die Besitzer von Grund und Boden nicht. Denn heute wartet ganz Deutschland auf die Einführung der

Währungsreform,

von der man nicht weiß, wer sie einführt und wie. Baubewilligungen außer für den Verkehr oder wichtigen Industriezweigen dienende Unternehmen erteilen die Alliierten nicht. Und wer sind die Hauptleidtragenden dieses latenten Zustandes? Die Frauen, die Hausfrauen und Mütter, auf denen die Hauptlast der täglichen Nahrungs- und Wohnsorgen ruht. Wohl erhält heute jeder Säugling ¾ Liter Vollmilch, das Kleinkind ½ Liter Magermilch; zum Glück hilft hier die Schweizer Spende nach mit Suppen und Breien und wer nichts mehr besitzt, bekommt auch Kleider, welche die Mütter in den eigens für sie eingerichteten Schweizer Flickstuben selber herstellen.

Noch einem andern Problem stehen sowohl Behörden als auch Erzieher schier machtlos gegenüber und das ist das Zunehmen der

Jugend-Kriminalität.

80 % der Delikte sind Diebstähle, angefangen von gemausten Kohlenstücken, die „Mutti" auf mehr oder weniger versteckten Befehl heimgebracht werden, damit aus Krautblättern und „was man eben so hat" die tägliche Suppe zum Kochen gebracht werden kann, bis zum Handtaschenüberfall in den nicht beleuchteten Ruinenstraßen, die mitten in der Stadt durch unbewohnte Gegenden führen. Solange Hunger und Wohnungsnot in diesem Ausmaß grassieren, wird dieses Problem wohl kaum ernstlich gelöst werden können.

Dieser kurze Besuch im nördlichen Nachbargebiet hat uns soviel Einblick gewährt in die täglichen Sorgen und Probleme der deutschen Frauen und Mütter, daß die „fraternisierenden Gretchen" ohne weiteres in den Hintergrund treten. EFG.

Experiment des Friedens

Vor 45 Jahren stellte der Direktor der berühmten Cadbury-Schokoladenfabrik der „Gesellschaft der Freunde" (auch unter dem Namen Quäker bekannt) sein Haus zur Verfügung, um aktiven Christen einen Ort der Besinnung und der geistigen Auffrischung zu geben. Es gelang von Anfang an, bedeutende Dozenten für das „Settlement" zu gewinnen; und es wird auch heute den Studenten geistig sehr viel geboten durch Vorlesungen oder persönliche Diskussionen mit den Professoren. Mit neun Schülern wurde der erste Kurs geführt. Heute sind es jedes Semester 40—50 Studenten aller Altersstufen, aus den verschiedensten Nationen und Verhältnissen, die in Woodbrooke zusammenkommen, um nach dem „innern Licht" zu suchen.

Um Woodbrooke hat sich ein ganzes Dorf von Colleges gebildet. Missionsstudenten der verschiedensten kirchlichen Denominationen, Studenten, die sich speziell für kirchliche Jugendarbeit ausbilden, Arbeiter, sie alle treffen sich in den Vorlesungen über theologische und soziale Fragen im „Centralhouse of the Selly Oak Colleges". Das Motto ist: Gegenseitiges Verständnis, Toleranz. Das gemeinsame Suchen findet seinen Ausdruck, wenn am Montagmorgen Mitglieder der High-Church, Methodisten, Wiedertäufer, Quäker und anderer Denominationen sich zum Gottesdienst versammeln und die Woche miteinander beginnen.

Was für den Geist der Selly Oak Colleges gilt, gilt noch in viel höherem Maße für Woodbrooke: Gegenseitiges Verständnis für die verschiedenen religiösen Ansichten und die verschiedenen nationalen Probleme und innere Bereitschaft, Gegensätze zu überbrücken.

Der mystisch veranlagte, indische Heimleiter; der Quäkerstudent, der aus der Nachkriegshilfe zurückkommt; die Engländerin, Mitglied der anglikanischen Kirche, die sonst Milch kontrolliert; die Musiklehrerin, eine Methodistin, die Leiterin einer Quäkerschule; der Medizinstudent aus Jamaica, der eine wissenschaftliche Weltlösung sucht; der norwegische Schriftsteller; die englische Fürsorgestudentin, die zum erstenmal in den Slums arbeitet; der dänische Volkshochschullehrer und viele andere, sie alle suchen gemeinsam mit den Dozenten nach der inneren Wahrheit, und wie diese uns zum Weltfrieden führen kann. Sie tun es in der gemeinsamen stillen Andacht am Morgen, oder wenn sie die Vorlesungen über Bibelstudien, Quäkerfragen und internationale Probleme verarbeiten, wenn sie am Abend über dogmatische Fragen diskutieren oder Vorträge aus verschiedenen Ländern hören.

Sie suchen aber auch ihre Ideen im praktischen Alltag, in der Gemeinschaft des Collegelebens zu verwirklichen. Was für ein Erlebnis, für mich Schweizerin, in dieser weiten Gemeinschaft zu leben! Der Tag ist eingeteilt nach der Glocke und doch bleibt dazwischen viel persönliche Freiheit, auch Zeit für gegenseitigen Gedankenaustausch im kleinen Kreise, sei es nun bei einer „Coffeeparty" oder bei einem Spaziergang in die Umgebung von Birmingham. Auch wenn wir zusammen spielen oder ums Kaminfeuer sitzen und klassischer Musik lauschen, immer kommt das Gefühl einer großen „Woodbrookefamilie" stark zum Ausdruck.

Bald ist das Semester zu Ende. Viele von uns gehen wieder zurück zur Arbeit, in den Kampf des Le[…]s. Was nehmen wir mit von dieser Friedensinsel? Mehr innere Kraft und den Beweis, daß es eine Möglichkeit gibt, über alle äußeren Unterschiede hinweg zusammenzukommen. Dazu den festen Willen, in der Welt für den Frieden zu kämpfen, indem wir im kleinen anfangen zu dienen, und versuchen uns unterzuordnen, gemeinsame Lösungen zu finden und nicht Minderheiten zu unterdrücken; denn

«Religion is not a matter of form, but of the very life.»
(Religion ist keine Formsache, sondern wirkliches „Leben").

R. S.

Politisches und Anderes

Der Marshall-Plan tritt in Kraft

Nachdem beide Kammern der Vereinigten Staaten das Gesetz für die Hilfe an das Ausland angenommen haben, hat Präsident Truman es unterzeichnet und damit in Kraft gesetzt. Bei dieser Gelegenheit sagte er u. a.: „Diese Maßnahme ist die Erwiderung Amerikas auf die heutige Bedrohung der freien Welt. Es ist eine Maßnahme des Wiederaufbaues, der Festigung und des Friedens. Ihr Zweck besteht darin, die Voraussetzungen zu wahren, unter denen freie staatliche Einrichtungen bestehen können." — Die „New York Times" hat nicht unrecht, wenn sie dazu sagt, daß die rasche Annahme des Riesenplanes im Parlament nicht zuletzt der Sowjetunion zu danken sei, die durch ihre Haltung in der Tschechoslowakei, durch den Druck auf Finnland und die Taktik in Berlin dem Kongreß den nötigen Antrieb zur Beschleunigung der Hilfe an die vom Kommunismus bedrohten Länder gegeben habe. So gehen denn auch diese Woche schon Hilfsmittel an Italien und Frankreich ab; der gewaltige Strom amerikanischer landwirtschaftlicher und industrieller Erzeugnisse wird an die 16 im Marshallplan einbezogenen Staaten gehen, Griechenland und die Türkei und China werden auch militärisch gestützt werden. Im ganzen sind Kredite für die ungeheure Summe von 6118 Millionen Dollar bewilligt worden. Der Beginn des Hilfswerks, das Churchill „das großartigste Hilfswerk in der ganzen Weltgeschichte" nannte, wird in England dankbar begrüßt werden. — Einmal mehr sehen wir, wie eng verflochten politische Lage und wirtschaftliche Hilfe hier sind: Die verzweifelte Lage vieler Völker hätte an sich schon die Hilfe dringend genug gemacht, doch bedurfte es der drohenden Warnzeichen, des Fortschreitens des Kommunismus in Europa, um die parlamentarischen Vertreter Amerikas und auch das amerikanische Volk ganz bereit zu machen, den frühern Isolationismus endgültig aufzugeben. Erst diese Anzeichen machten ihnen deutlich, daß die Zerrüttung Europas auch die amerikanische Position mittelbar schwächt; und dies kann im Machtkampf zwischen Osten und Westen von Amerika nicht hingenommen werden.

In der Tschechoslowakei

verfügte der Innenminister, daß in allen Klassenräumen aller Schulen von nun an das Bild Stalins angebracht werden müsse!

Auf Finnland

sehen wir z. Zt. mit Spannung hin, weil die Finnen sich in den jetzt stattfindenden Verhandlungen über einen neuen Pakt mit Rußland sehr tapfer für ihre Positionen wehren. Man berichtet von Konziliianz von Seiten Rußlands bei den Verhandlungen in Moskau und von gegenseitigem Verständigungswillen. — Daß die finnischen Militärbehörden alle obligatorischen Urlaube bei der Armee aufgehoben haben (auf kommunistischen Druck waren von den 350 Tagen der Ausbildungszeit 170 Tage obligat. Urlaubs erklärt worden), ist als Zeichen finnischer Wachsamkeit zu werten.

Der Bundesrat

beschloß, eine konsultative, eidgenössische Ernährungskommission zu schaffen, welche Fragen der Volksernährung, Lebensmittelgesetzgebung und Lebensmittelkontrolle zu bearbeiten haben wird. Sie wird dem Eidgen. Gesundheitsamt, resp. dem Departement des Innern unterstellt. Damit hat ein Vorschlag von Nationalrat Duttweiler Verwirklichung gefunden. Vertreter der Wissenschaft, der Lebensmittelproduktion, des Lebensmittelhandels, der Konsumenten und der diesbezüglichen eidgenössischen Amtsstellen sollen dieser Kommission angehören. Wir hoffen, es werde als selbstverständlich erachtet, daß die Mitarbeit von Frauen vorgesehen sei.

General Wille's 100. Geburtstag

wurde am 5. April in militärischem Kreise gefeiert. Seine Leistungen zum Aufbau und zur Förderung der schweizerischen Armee während Jahrzehnten und als ihr General während des ersten Weltkrieges bleiben unvergessen.

BAHNHOFBUFFET
Inh. Rinner-Baer Zürich

---

der zu meinen Häupten das leise, seltsame Läuten: aber es war, als fielen nur einzelne Töne unendlich fern aus der Luft — dann schien es von dem See zu kommen, dann von den Felsen — dann schwamm es wieder hoch am Himmel — ich ließ das Ruder sinken und das Wasser an dem Schiffchen aussäuseln und horchte hin — keine Glocke, eine Zither war es; die Laute kamen von einem schwarzen Punkte aus dem Wasser; nur das Echo hatte mit den Klängen so wunderbar gespielt. Ich fuhr so leise als möglich näher; die Töne wiegten sich und schwollen und wurden ein Gewimmel, und plötzlich sang eine Männerstimme darein. Ich erkannte die Melodie: es war die Schubertsche über das Seelied von Goethe — deutlich kamen die Worte her: „Wie ist die Natur so hold und gut, die mich am Busen hält" . . . Ich irrte nicht: es war dieselbe Stimme, die das Alpenhorn von Justinus Kerner sang. Mein Kahn war noch im Zuge und glitt ohne Rudern näher; ich konnte jetzt dem Gesange Wort für Wort folgen und folgte mit steigendem Herzen:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb und Leben ist.

Ich konnte nicht anders: ich ließ die Thränen in die Augen steigen, daß der Mond zitternd und zerblitzend drinnen schwankte — o, mein Traumgold war heute auch schon längstens wiedergekommen — ich vermochte es aber nicht wegzuweisen und zu sagen: „Hier auch Lieb' und Leben ist." Das Lied ging fort und wurde groß und fromm, erschütternd einfach, wie im Kirchenstile vorgetragen — ich regte mich nicht in dem Kahne; aber als es geendet und nur noch die Zithertöne, dieser wahre Kuhreigen der oberennsischen Alpen, fortdauerten und hüpften und zitterten im Wechselgesange mit der Alpentochter Echo: fuhr ich rasch näher und erblickte einen Kahn, wie meiner war und drinnen saß der Engländer oder vielmehr er lehnte vor einem Brette, worauf er die Zither hatte. Seine Ruder lagen bei ihm auf dem Schiffe, das bei der Stille des Wassers auf einem und demselben Punkte stehen blieb. Als er meiner ansichtig wurde, streute er gleichsam noch ein paar Hände voll Töne wie Goldkörner über den See und sah mich schweigend an, der ich seinem Gesichte fast auf Spannenweite nahe gekommen war. Ich war sehr verlegen, was ich sagen sollte, als ich das wirklich schöne Angesicht, vom Mondlichte beschienen, fragend auf mich geheftet sah. „Herr", sagte ich endlich, „ich störe Sie wohl? Sie genießen schön diese ausnehmend schöne Nacht."

„Sie stören mich nicht", antwortete er; „ich dachte mir wohl halb und halb, daß Sie oder Disson auf den See herausfahren würden. Als ich nämlich meinen Kahn ablöste, sah ich, daß an der Stelle noch mehrere angebunden lagen, die vielleicht andere benützen könnten. Die Zither, die ich hier habe, gehört gar einem ganz fremden Menschen, der sie im Seehause liegen gelassen hatte, als alle auf das Wasser hinausfuhren, um zu singen, ich nahm sie; denn in solch schöner Nacht, dachte ich, dürfte sie nicht zu Hause bleiben. Auf Sie war ich beinahe gewiß gefaßt, daß Sie kommen würden!"

„Auf mich waren Sie gefaßt?" fragte ich erstaunt.

„Ja, auf Sie," sagte er, „und daß ich aufrichtig bin: ich erwartete Sie sogar hier. Ich kenne Ihre Gemütslage — ich will nicht zurückhaltend sein — da Sie nun wirklich da sind, so lassen Sie uns hier den ersten Handschlag geben, wo uns nicht die Augen all dieser Menschen umgeben." — Bei diesen Worten reichte er die Hand über den Bord seines Schiffes herüber und fuhr fort: „Wir kennen uns eigentlich schon lange; ich bin der Freund, ich könnte sagen Bruder eines Wesens, das Sie vor nicht langer Zeit sehr liebten."

(Fortsetzung folgt.)

Im Gartenland des Südens

Während Regen und Schnee durch föhngepeitschte Wintertage fegten und leider so viele Pläne schneehungriger Spörtler durchschnitten, trug uns der einzige durchgehende SBB.-Wagen über Genua nach den Blumengefilden von Bordighera.

Aus grauer Unwirtlichkeit kommend, hatte uns das rollende Haus hier mitten in einen strahlenden Frühling hineingesetzt.

Sonne brannte verschwenderisch ob den Nelkenterrassen der Berghänge, sank flimmernd auf die spiegelnden Wasser des Mittelmeeres, gleißte über den Mauern dieser Gartenstadt und sammelte alles Licht in den goldenen Kugeln der Orangen und Mandarinen, daß sie sich in gelblodernder Ueppigkeit an jeden verfügbaren Ast hängten, oft vier bis sechs beieinander.

Welch ein Gegensatz zum Pseudowinter jenseits der Alpen! Welch ein Antworten in hundert Farben, Formen, Düften auf den flammenden Anruf des Gestirns!

Gärten sind hier die Ufer des blauen Meeres, atemraubend das Fest ihrer Blume. Ueber Hänge und Mauern fließen in lichten Wogen die lilafarbenen Blüten der Bougainvilien, schäumen und überrieseln mit ihrem bejahenden Lebensatem selbst die zerborstenen Trümmer der Kriegsruinen.

Rosen ranken und duften wie bei uns im Sommer und eine besonders vollendete Blüte wird uns unvergeßlich bleiben in ihrer hellen, unbeschreiblich durchsichtigen Zartheit, wie sie groß und seltsam unwirklich auf dem fingeriggebreiteten Fächer eines Palmblattes ruhte, durch dessen gespreizte Blattstrahlen sie sich hindurchgehoben hatte, um nun, fremd und kühl anzuschauen, ihr übergroßes Blumenantlitz wie eine einsame Flamme auf dem grünen Fächer verlodern zu lassen.

Es war in der Abenddämmerung, als sie uns zum erstenmal auffiel, oben im Gartenpark, auf der Bergrippe ob der Schlucht. Wölbig geschnittene Lavendelsträucher, wie lilafarbene Blütenmauern anzusehen, begrenzten abschließend die Wege, standen seltsam vor einem brennenden Himmel, der ob purpurschwarzem Meer hing und vom gesunkenen Lichte entzündet, dieses wie eine geisterhafte Wolke in den grünlichen Zenith stäubte, von wo ein Schimmern in jene Blüte sank, sie entzündend und ihr zartes Weiß riesenhaft steigernd. —

Ein Kinderbeaufsichtigungsdienst

Aus USA. und Schweden hört man ab und zu, daß dort die Organisation der sog. „Sitters" sich gut eingebürgert habe: Frauen und Mädchen lösen die Mütter im Haushalt ab, wenn diese abends oder nachmittags ausgehen möchten und ihre Kinder nicht allein lassen sollten. Sie „sitzen", d. h. sie bleiben gegen Bezahlung eine beliebige vereinbarte Zeit bei den Kindern, sie beaufsichtigend und beschäftigend oder auch nur, wenn die Eltern abends ausgegangen sind, ihren Schlaf behütend. Nun ist auch in Zürich ein solcher Dienst „Chumgohüete" eingerichtet worden, der, wenn er gut eingeführt wird, gewiß vielen Müttern willkommen sein wird.

E. B.

Die Frau in der „Volks-Demokratie"

Zur Beherzigung

Mir ist es immer, als ob ich meine Zähne vollerSand hätte, wenn ich das Wort „Volksdemokratie" höre. Ich könnte mir kein widersinnigeres Wort denken als dieses. Meiner Ansicht nach ist Demokratie eben Demokratie und unter dem Namen „Volk" verstehe ich die Bürger eines Staates mit Aristokraten, Bürgerlichen und Proletariern. In den neuen östlichen „Volks-Demokratien" scheinen eben nur die arbeitende Klasse das Volk zu sein und die anderen Schichten vom Volk aufwärts nur die Geduldeten und Verfolgten. Daß in jenen Volksdemokratien die Freiheit längst auf den Hund geraten ist, beweisen ungezählte Beispiele und man kann es nicht verstehen, warum es die Kommunisten so eifrig mit dieser Volksdemokratie zu tun haben, obschon sie wissen, daß ihnen nur wenig wirkliche Vorteile aus diesem Gebilde von Volksdemokratie erwachsen. Mir scheint, daß ihnen lediglich der Stolz des nunmehr regierendürfens zu Kopfe gestiegen ist, weil sie jetzt endlich ihre wahren Instinkte an den Andersgesinnten austoben lassen dürfen, was ihnen bis dato verwehrt war. Daß diese Volksdemokraten vor dem Heiligsten eines Volkes keine Achtung mehr haben, beweisen Millionen Beispiele. Ich meine damit die Frau, die doch in einem geordneten Staatswesen einer der stärksten Grundpfeiler darstellt. Ein Staat, in dem die Frau weniger geachtet ist als ein Tier, ist kein Staat nach unseren realen Begriffen und wer die Frau in einem Staate nicht achtet und ehrt, ist kein Demokrat, ja nicht einmal ein Volksdemokrat.

Obschon der deutsche Osten noch kein Staat ist mit dem gesetzlichen Namen „Volks-Demokratie", ist dort doch alles vorbereitet, es zu werden, denn die Verhältnisse zeigen deutlich genug, wohin man steuert. Daß man in der russisch besetzten Zone Deutschlands den Bürger nicht mehr als einen solchen im Sinne eines geordneten Staatswesens betrachtet, beweisen Vorkommnisse, die die staatliche Willkür über das Recht und die Freiheit eines Menschen setzt. Solange die Parteipolitik das Staatsrecht bestimmt, kann es kein Recht nach unserem Sinne geben. Die Freiheitsartikel sind in den Staatsverfassungen gestrichen oder zum mindesten so zurechtgestutzt, daß ohne jede Schwierigkeit der Mensch, ob Mann oder Frau, grundlos eingesperrt, verprügelt, deportiert oder „liquidiert" werden kann. Kein Hahn kann nach einem Gemaßregelten krähen, es sei denn, daß er es riskiert, selbst zu verschwinden.

Da ist z. B. ein Fall aus Sachsen, der Tausende ähnliche aufzuweisen hat. Der Messerschmid H. in Dresden wird eines Nachts aus dem Bette geklopft. In seiner Schlaftrunkenheit ahnt er aber doch sofort, was los sein könnte. Er öffnet die Wohnungstüre nicht, kleidet sich rasch notdürftig an und springt zum Fenster hinaus. Seine Frau wirft ihm noch schnell den Rock und den Hut nach und ruft ihm leise zu, daß er sich irgendwo verstecken soll, bis die Luft wieder rein sei. Drei Russensoldaten aber schlagen nunmehr kurzerhand die Türe ein und stürmen in die Wohnung. Im Schlafzimmer sehen sie, daß das Bett benützt war, ja sogar noch warm ist. Sie sehen auch, daß ein Fenster offen steht, aber sie sehen nichts, die Nacht ist zu schwarz. Aber etwas muß doch geschehen, sie haben Befehl. Vorerst knallen sie einige Dutzend Schüsse aus dem Fenster hinaus und wecken damit die gesamte Umgebung. Alles wird alarmiert, die Häuser werden verriegelt, Trupps von Notwachen stellen sich vor die Haustüren, sie sind mit allerlei Lärminstrumenten bewaffnet: Mit Pfannendeckeln, Trichtern, Eimern, um mit diesen Instrumenten sofort einen heillosen Lärm zu machen, sobald sich eine Russenpatrouille zeigt. Meistens haben sie damit Erfolg, die Soldaten ziehen ab in ein sicheres Quartier.

Was war nun passiert? Der Messerschmid H. sollte, obschon ein wahrer Enthusiast von Kommunist nach den Pechplendegruben im Erzgebirge deportiert werden. 70 Prozent der dort arbeitenden Sklaven wurden auf diese Weise gewonnen.

In der Küche steht jetzt die arme Frau H. und zittert am ganzen Leibe. Sie ahnt was kommen wird. In den Kinderbetten schlafen noch vier Kleine. Der älteste Bub ist neun und das jüngste Mädchen kaum ein Jahr. Die sorgende Mutter holt sie alle eilig zu sich in die Küche. Sie stehen da, alle barfuß, mit einem dünnen Nachthemdchen bekleidet und frieren jämmerlich. Obschon die Russensoldaten alle durchs Band weg sehr sehr kinderlieb sind, wollen sie das Bild vor ihnen nicht sehen. Sie haben Befehl, einen Mann zu beschaffen oder 10 oder 50 und dieser Befehl geht über alle menschlichen Gefühle. Sie nehmen die Mutter den Kindern weg und schon am selben Tage ist die Bedauernswerte irgendwo in einer Erzgebirtsgrube, um Pechplende zu waschen. Die Soldaten haben das Haus verlassen ohne auf das Weinen und Schreien von Mutter und Kindern zu achten. Um diese Kinder wird sich niemand kümmern, es sei denn, daß mitleidige Herzen der Nachbarschaft sich ihrer annehmen. Keine Behörde kümmert sich um solche Fälle, es sind keine Organisationen da, die solche Kinder betreuen würden. Und geht man zum russischen Kommandanten oder gar aufs Büro der Aktionskomitees, so heißt es, daß sie solche Dinge nicht interessieren, das gehe sie nichts an.

Interessant ist es zu wissen, daß die Frau in jenen Volksdemokratien sozusagen Allgemeingut wird. Sie hat weder Rechte noch irgendwelche Ansprüche und der Pflichten sind so viele, daß eine Frau zum Frauund Menschsein gar keine Zeit mehr hat. Wöchnerinnen erhalten weder Geburtsbeihilfe noch Stillgeld und wenn sie es doch erhalten, dann müssen sie es nach ihrer Erholung durch frohnen abverdienen. Kinder bekommen ist dort eine gefährliche Sache und darum kann es gar nicht Wunder nehmen, wenn die Abtreiberei hoch im Schwunge ist und sogar von den sogenannten Behörden der Volksdemokratien geduldet, ja sogar gefördert wird. Die getreuesten Gefolgschaftsmitglieder der Kommunisten sind nichts anders als Ausbeutungsobjekte, sei es Mann oder Frau oder Kind und wer sich gar untersteht, anderer Gesinnung zu sein, dem winkt unweigerlich früher oder später der Stacheldrahtzaun. Hunderttausende sitzen heute wieder in den KZ. und darunter auch Kommunisten, die renitent sich erwiesen und es nicht verstehen wollten, daß Kommunismus Sklaverei und Unterwürfigkeit bedeutet. Daß die Frau im allgemeinen weniger mit Politik zu tun hat, weil sie ihr nicht liegt und weil sie andere, ideellere Pflichten hat als Politisieren, das wurde ihr in den Volksdemokratien zum Verhängnis, denn wenn eine Frau sich nicht der Politik hingibt, besonders der kommunistischen Parteipolitik, um die ist es geschehen, sie kommt unweigerlich ins KZ. mit der Begründung, wer nicht politisch denkt, ist gegen uns und Gegner haben bei uns nichts zu suchen, also ab ins KZ. Daß unter diesen Umständen das Spitzelwesen und die Denunziererei hoch in Blüte steht, ganz besonders aber auch bei den Frauen, ist nicht verwunderlich, denn wer gut denunziert, erhält eine Zulage in Form von Fett, Zucker oder sonst was, nach dem die armen Menschen hungern und schreien. Daß solche Zustände immer weiter in die Anarchie hineintreiben, die Moral eines ganzen Volkes vergiften, die Fundamente eines Staates zerfressen und die Kinder zu Verbrechern werden, liegt auf der Hand. Wehe, wehe dem Staate, der unter die Fäuste einer „Volksdemokratie" fällt, sie zerfallen, verkommen, verlieren Ansehen und Stolz und der Schrei der Mütter und Väter um Hilfe wird ungehört verhallen. Und darum, liebe Eidgenossen: Haltet Macht!

AVO.

Elsa Brandström †

Am 4. März starb in Boston Elsa Brandström im Alter von 59 Jahren nach längerer Krankheit.

Als 1914, zu Beginn des ersten Weltkrieges, das schwedische Rote Kreuz die Aufgabe übernahm, den deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen, besonders in Rußland, zu helfen, stellte sich die Tochter des damaligen schwedischen Gesandten in Petersburg für diese Arbeit zur Verfügung. Von diesem Augenblick an hatte Petersburg und seine rauschenden Feste eine Weltdame weniger, dafür aber hatte die Welt, in der man leidet, „Schwester Elsa" gewonnen. Sie kam in die Kriegsgefangenenlager und scheute sich in ihrer segensvollen Arbeit nicht vor Flecktyphus und Sibirien. Sie mußte zahllose Schwierigkeiten zaristischer, dann bolschewistischer Bürokratie beseitigen. Aber der ihr gegebene Name „Engel von Sibirien" ging ihr voraus und öffnete ihr nicht nur die Herzen der Gefangenen, sondern all die unerläßlichen Hilfsquellen.

Ihr Versprechen an den Sterbebetten in den Lagern, sich um die Angehörigen in der Heimat zu kümmern, hatte sie nach Kriegsende gehalten. Die Mittel des schwedischen Hilfskomitees reichten nicht aus; eine Vortragsreise nach Amerika brachte 100 000 Dollar, und mit ihnen gründete sie in Deutschland Kinderheime und Kuranstalten.

Elsa Brandström ist von der Eitelkeit, die oftmals die Philanthropen in ihrer Zielsetzung gefährdet, ihr ganzes Leben frei geblieben. Als Wohltäterin gehört sie jener Menschheitsgeschichte an, die deshalb ungeschrieben und unbeachtet blieb, weil Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft bisher nur in einzelnen Persönlichkeiten ihre Verwirklichung gefunden haben.

Aus: „Volksrecht".

Wie gut doch die Schweizer Männer für uns Frauen sorgten!

Laut den Bestimmungen der AHV beziehen kinderlose Witwen und geschiedene Frauen Altersrenten. Die ledige Frau geht leer aus. Eine „vorsorglich" veranlagte Ausländerin hat somit jederzeit die Möglichkeit, den berühmten „achten Schweizer" zu heiraten, sich nach 5 Jahren scheiden zu lassen um zeitlebens „fein raus" zu sein, indes die ledige Schweizerin sich mit der dekorativen „Würde der Frau" zu begnügen hat und Beiträge zahlen darf, bis sie 65 Jahre alt ist. Sollte sie alsdann noch so dumm sein, zu arbeiten oder gar etwas Ersparter zu besitzen so bekommt sie auch dann noch nichts.

J.-i.

Mottensichere Gewebe

Gewebe, welche in ein Bad mit DDT getaucht und fixiert waren, nehmen eine sehr dünne Schicht dieses Insektentötenden Stoffes auf, der nach dem Trocknen unsichtbar ist. Die Motten und andere Insekten, welche die Unvorsichtigkeit haben, auf diesem Gewebe zu spazieren oder dasselbe anzunagen, nehmen das DDT auf und werden kurze Zeit darauf getötet. Man ist sofort versucht zu glauben, der Name DDT heiße „Das Ding Tötet" Aber die Abkürzung stammt vom chemischen Wort: Dichlor Diphenyl Trichloräthon. Dieser Schutz ist lange Zeit wirksam und haftet selbst nach einigen Waschungen, entnehmen wir der französischen Zeitschrift «Vie et Santé». Zudem werden die Farbstoffe nicht angegriffen und das Produkt ist geruchlos. — DDT ist ein Schweizer Produkt der Firma Geigy, findet sich im Mottenschutzmittel Mitin, im Pflanzenschutzmittel Gesarol, im Insektenpulver Neocid usw. r.

Der Verband ostschweiz. landwirtschaftl. Genossenschaften (V. O. L. G.)

(Aus dem Jahresbericht)

Dem schon anfangs Februar erschienenen Jahresbericht des VOLG., dem 342 landwirtschaftliche Bezugs- und Absatzgenossenschaften angehören, ist zu entnehmen, daß der Umsatz pro 1947 erneut um 9 Millionen Franken auf 129,6 Millionen Franken gestiegen ist. — Die Brotgetreide-Abnahme (inkl. Mahlprämien-Auszahlung), die in der vorgenannten Umsatzziffer nicht enthalten ist, beläuft sich auf 14.7 Millionen Franken.

Die Vermittlung landwirtschaftlicher Hilfsstoffe hat nun wieder weitgehend normale Formen angenommen. Leider kann dies von den Preisen nicht behauptet werden. Die Abteilungen, welche die Versorgung des bäuerlichen Haushaltes zur Aufgabe haben, führen ihre höheren Umsatzziffern auf den weitern Abbau der Rationierung, sowie auf die Besserung in der Versorgungslage zurück. Diese letztgenannte Tatsache ist aber zugleich auch der Grund, warum jene Betriebszweige, die sich mit der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte befassen, mit zunehmenden Absatzschwierigkeiten zu kämpfen haben. Diese machten sich schon im Juni bei den Kirschen geltend, deren Verkauf, wie in der Folge auch derjenige der Aepfel, Birnen usw., unter dem überbordenden Früchteimport zu leiden hatte. Das Gleiche gilt auch für die Gemüseproduktion, die ihre Anbaufläche im Berichtsjahre um fast 50 Prozent reduzieren mußte. Ebenso ist der Kartoffelverbrauch im Rückgang begriffen, so daß das hitzebedingte Produktionsminus des Jahres 1947 kaum nennenswerte Versorgungsschwierigkeiten verursachte. Insgesamt erreichte der Landesproduktenumsatz die Zahl von 6570 Wagen, gegenüber durchschnittlich 9—10 000 Wagen während der Kriegsjahre.

Vom heißen Sommer 1947 vermochte der Süßmost nicht im gewünschten Ausmaße zu profitieren. Besserer Nachfrage erfreuten sich der alkoholfreie VOLG.-Traubensaft und Gärmost. Der Totalverkauf dieser Getränke betrug 3,7 Millionen Liter.

Der Jahresabschluß ergab nach Vornahme der gebotenen Abschreibungen auf den Anlagen einen Nettoüberschuß von Fr. 482 772.—. Hievon gehen Fr. 436 353.— als Rückvergütung an die Genossenschaften, nach Maßgabe ihrer Warenbezüge. Der Rest von Fr. 46 419.— wird vorgetragen. Die Immobilien blieben in der Bilanz mit 3,7 Millionen Franken unverändert. Mobilien und Beteiligungen sind wie gewohnt auf Fr. 1.— abgeschrieben. Die Reserven von 2,3 Millionen Franken erfuhren keine Erhöhung. Die Banken erscheinen als Gläubiger mit der vom VOLG. bisher noch nie ausgewiesenen Summe von 11,5 Millionen Franken, eine direkte Folge der im Rahmen der Dürrehilfsaktionen erfolgenden Futterwarenlieferungen, welche er weitgehend finanzieren mußte.

Der Bauer ist aber schließlich seinen Verbindlichkeiten immer noch nachgekommen. So darf als Gesamteindruck aus Bericht und Rechnung des VOLG. festgehalten werden, daß diese nunmehr in das 62. Arbeitsjahr eingetretene Selbsthilfeorganisation der ostschweizerischen Landwirtschaft weiterhin gerüstet ist, ihre schwierigen Aufgaben zu meistern.

Aufruf

an alle Frauen in der Schweiz

Die Schweizer Europahilfe führt im Monat April die **Sammlung für das notleidende Kind** im Rahmen des Weltaufrufes der Vereinigten Nationen durch.

Die unterzeichneten Verbände richten einen **dringenden Appell** an alle Frauen, sich nach letzter Möglichkeit an dieser **Geldsammlung** zu beteiligen.

In den Ländern, die der Krieg geschlagen, leiden immer noch Millionen Kinder bitterste Not. Sie zu retten vor Siechtum und Tod, sind wir, die vom Elend des Krieges so gnädig Bewahrten, ganz besonders aufgerufen.

Die Organisationen sammeln gesondert nach den Weisungen ihrer Vorstände.

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Evangelischer Frauenbund der Schweiz
Frauenzentralen der Schweiz
Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein
Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Konsumgenossenschaftlicher Frauenbund der Schweiz
Schweizerischer Landfrauenverband
Schweizerischer Lyceumklub
Sozialdemokratische Frauengruppen der Schweiz

Gründungsversammlung „Pro Familia" des Kantons Zürich

Am 19. März tagte im Zunfthaus zur „Waag" in Zürich unter dem Vorsitz von Nationalrat Zigerli, Zürich, die Gründungsversammlung „Pro Familia" des Kantons Zürich. Nach einem Referat von Dr. Aug. Bischof, Luzern, über aktuelle Fragen des Familienschutzes konstituierte sich ein provisorischer Arbeitsausschuß von Frauen und Männern aus allen Bevölkerungskreisen von Stadt und Land.

In einer anregenden Aussprache kam einhellig der Wille zum Ausdruck, sich in Zusammenarbeit mit privaten sowie kommunalen, kantonalen und eidgenössischen sozialen Institutionen auf überparteilicher interkonfessioneller Basis für die rasche Verwirklichung dringender Postulate des Familienschutzes (Mutterschaftsversicherung, Wohnbauförderung, Erziehungsfragen) einzusetzen.

Ganz besonders wurde der Erwartung Ausdruck gegeben, daß der Sonntag wieder der Tag der Familie werde. Ferner wurde die Auffassung vertreten, daß die „Pro Familia" des Kantons Zürich neben der wirtschaftlichen, in erster Linie die ethische Not der Familie zu bekämpfen habe.

Der provisorische Arbeitsausschuß wird die Gründung örtlicher Sektionen im ganzen Kanton Zürich einleiten und die übrigen notwendigen organisatorischen Vorkehrungen treffen. Die Geschäftsführung besorgt Bundessekretär Rud. Johanni, Postfach 773, Zürich 22.

Wochenendkurs im Volksbildungsheim auf dem Herzberg

(Eingef.) Am 8. und 9. Mai dieses Jahres veranstaltet der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht zum dritten Mal einen Wochenendkurs im Volksbildungsheim auf dem Herzberg bei Aarau. Die Verbindung unserer Kurse mit dieser Stätte hat sich die beiden letzten Male als überaus glücklich erwiesen; der Geist herzlicher menschlicher Gemeinschaft und die Freude des Dienens, die von den Volksbildungsheimen ausgehen und die sich irgendwie auch den Gästen mitteilen, machen diese Kurse für alle Teilnehmerinnen zu einem nachhaltigen und eindrücklichen Erlebnis. Auch der diesjährige Kurs, der sich mit seinen Referaten und Uebungen um unsere Bundesverfassung gruppiert, dürfte durch die Fülle des Gebotenen den Weg auf den Herzberg reichlich lohnen. Die Teilnahme steht Interessentinnen aus allen Kreisen offen.

Für Programme, Auskünfte und Anmeldungen wende man sich an die Kursleiterin, Frau Dr. H. Thalmann-Antenen, Bern, Ensingerstraße 3.

H. Th. -A.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, 12. April, 17 Uhr: Literarische Sektion. Aus dem Zyklus „Große Werke der Weltliteratur". „Der junge Shakespeare", Vortrag von Alfred Günther. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Unbeschwertes — Wissenswertes — gern Gehörtes" ist Montag, den 12. April um 14.00 Uhr zu vernehmen. In der Sendung „Notiers und probiers" werden unterhaltende und wertvolle Fingerzeige im „Kleinen Rundgang durch die Mustermesse", Donnerstag, den 15. April um 14.00 Uhr, vermittelt, während Freitag, den 16. April im Zyklus „Wir lernen Schweizer Schriftstellerinnen kennen" das Leben und Werk von Martha Niggli beleuchtet wird.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Wenn die Frühstunden wie blaue Seidenfahnen heraufziehen und sich über den Mimosensträuchern entfalten, werden die Tage zum schimmernden Zweiklang von Blau und Gold. Man faulenzt im üppigen Grase unter Zehntausenden zarter Blütenkügelchen, eingestäubt in den herben Duft dieser seltsamen Leguminose, spürt die sonnerfüllte Himmelsglocke über dem goldenen Blütendache, hört hinter dem nahen Bienengesumm das ferne Singen des Meeres, und es will einen seltsam anmuten, daß solche Pracht dem dunkeln Dezember angehören sollte.

Steigt man über die Terrassen hinunter, überwältigt der Anblick der Abertausende toter bis purpurschwarzer, weißer, hellrosafarbener oder gesprenkelter Nelken, die hier in mühsamer Gärtnerarbeit einzeln ausgesteckt, gepflegt und gehütet, einzeln mit Rohrstecklein gestützt in ein mehrstöckiges, immer neu von Hand zu knüpfendes Netzwerk von Schnüren gefaßt werden, so daß die grünblauen, knotigen Stiele ihre herrlichen Blüten oft 80—90 und mehr Zentimeter hoch in die flimmernde Luft emportragen.

Jetzt im Dezember, ist Erntebeginn. Täglich werden die neu aufbrechenden Blüten gepflückt, garbenweise zum Blumenmarkt von San Remo oder Bentimiglia gefahren, von wo sie den weiten Weg auch zu unseren Blumenläden antreten.

Was wir bei uns hinter den Schaufenstern bewundern, ist aber die Frucht mühevoller, nie aussetzender Arbeit.

Die Kulturen brauchen Wasser und Dünger. Beides fehlt, muß also zuerst beigebracht werden. Durch Pumpen wird das Wasser in jene riesigen Zementbehälter hinaufbefördert, die wie merkwürdige Rundtürme über die Hänge bis in die obersten Lagen klettern, von wo aus das kostbare Naß in einem sorgfältig angelegten System von Leitungsröhren den nelkenbestandenen Hangterrassen zugeleitet wird. „E acqua pagata" meinte der Gärtner, der uns die überwässerten Berghänge erklärte und von den Unsummen berichtete, die alljährlich für Dünger auszugeben seien.

Er sagte es ruhig, wie man eine Unabänderlichkeit konstatiert, ohne Bitterkeit, und einmal mehr kam uns zum Bewußtsein, wie das Werken ums tägliche Brot, Ringen zu hier, aber ausgetragen inmitten des Blühens und Fruchtens einer mütterlichschenkenden Scholle, wohl Mühe bedeuten kann, aber im Hegen und Pflegen des Lebendigen innere Kräfte zur Auswirkung bringt, die sich als Güte in die scharfgeprägten, erdbraunen Gesichter legt.

Es sind Gesichter von Menschen, deren Werken im Frühschein beginnt und mit der Sonne Wandern durch die Tage fortschreitet, gerichtet und bezogen auf das Gestirn, verhaftet aber und hörig der braunen Scholle. Erdverwurzelte sind es, aber zugleich Lichtgesättigte und aus ihnen scheint die Kraft unbesiegbaren Lebens zu strömen. Wie sie da mit schweren Schritten durch ihre Gärten gehen, sind sie demütige Empfänger und Mehrer der segnenden Kräfte, Diener am Leben, das unbezwinglich ist und hier selbst die Verstümmelungen des Erdenleibes mit Farbe und Duft überzieht.

Welch ein Gegensatz zu den Massen in Mailand etwa oder in Genua, deren Erloschenheit und graue Schwunglosigkeit in Blick und Haltung erschütterten!

Ist es nicht spürbar die Scholle, das schicksalhafte Verbundensein mit ihrer schenkenden Kraft, die Abhängigkeit von ihr und gleichzeitige Beherrschung und Lenkung ihrer Kapazität, schöpferisches Tun und geschöpfliche Begrenzung, was formend am Menschen schafft, aus ihm jene Würde zurückholend, die unmenschliche Zeiten verschüttet haben.

Unvergeßlich bleiben uns die guten, verwitterten Gesichter der Gärtner aus dem Süden und wenn neben ihnen jene dunkeln andern auftauchen, die vegetierend aus einem Tag in den andern gleiten, wissen wir und wissen es in tiefster Ergriffenheit, daß Untergang und Erlöschen nicht das Letzte ist, weil die Quellen der Ewigkeit selber das Leben speisen, das in uns und um uns sein sieghaftes Dasein behauptet.

Mathilde Wucher

Baum und Welle

Wellen kommen, Wellen fließen,
Wellen müssen weiterziehen. —
Weidenbäume, festgewurzelt,
Bleiben an dem Ufer stehen.

Baum und Welle wie verschieden
Ist doch euer Sein und Leben.
Doch, ihr lebt in den Gesetzen,
Die euch Gott hat eingegeben.

Emma Bogel

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Schweiz. Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege

empfiehlt seine angeschlossenen Schulen zur beruf. Ausbildung in Wochen-, Säuglings- u. Kinderpflege.

Aarau: Kinderspital mit Kinderpflegerinnenschule
Basel: Frauenspital mit Kinderspital u. Säuglingsheim
Bern: Kant. Bernisches Säuglings- und Mütterheim
Chur: Frauenspital Fontana
Lausanne: Pensionnière Abri
Neuchâtel: l'Ecole neuchâteloise d'infirmières d'hygiène infantile et maternelle.
St. Gallen: Ostschweiz. Säuglingsspital, Volksbadstraße
Kinderpflegerinnenschule der Hülfsgesellschaft
Tempelacker
Pflegerinnenschule zu Birnbäumen
Zürich: Schweiz. Pflegerinnenschule mit Krankenhaus
Mütter- und Säuglingsheim Inselhof
Säuglingsheim Pilgerbrunnen
Kinderspital Zürich

Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung mit beruflicher Eignung, zurückgelegtes 20. Altersjahr.

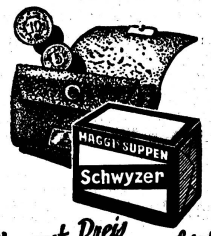
Aparte neue
Frühlings-Blusen

MÜLLER & Sommerau
THEATERSTR. 8
ZÜRICH

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40



Wer auf Preis und Qualität achtet...

greift mit Vorteil zu Maggi's Suppen. Warum sind diese Suppen so gut? Weil sie aus besten Rohprodukten, aus erlesenen, selber gepflanzten Gemüsen und feinsten Zutaten hergestellt sind. Besonders gemüsehaltige Sorten sind: Gemüse-, Grünerbs mit Rübli-, Lauch-, Minestrone-, Röseli-, Schwyzer-, Tapioka-Julienne-Suppe usw.

MAGGI' SUPPEN

PUTZARTIKEL

FINSLER'S QUALITÄTSPRODUKTE

6 x zufrieden

ist jede Hausfrau bei Verwendung von Finslers erstklassigen Putzartikeln:

1. **Bodenwichse „Münster"** enthält Bienenwachs und Terpentin, verbürgt trittfesten Dauerglanz. Für Liebhaber auch verschieden parfümiert erhältlich.
2. **Grafitol** Das klassische Mittel für gründliche Bodenreinigung in der plombierten Kanne.
3. **Grafitol-Glanz** ein vielbegehrtes Schnellreinigungsmittel für die tägliche Pflege aller Böden. Wichst und glänzt in einem Arbeitsgang.
4. **Metallglanz „Münster"** glänzt im Nu Silber und alle Metalle. Auch für Fenster anwendbar.
5. **Cristallwasser** Es gibt viele Fleckenwasser, aber nur ein Cristallwasser.
6. **Möbelpolitur „Münster"** seit Jahren beliebt zum Auffrischen aller Möbel.

Alle diese Artikel erhalten Sie in Drogerien und einschlägigen Geschäften wo nicht direkt beim Fabrikanten:

Finsler im Meiershof AG
Münstergasse 18, Zürich 1
Telephon 24 47 50

FINSLER'S QUALITÄTSPRODUKTE

SCHAFFHAUSER WOLLE

MAGGI

Frische Eier

Land- und Importeier, Gefriereier, Vollei pulver, Eiweiss, kristallisiert, pulv. oder gefroren, freibleibend zu günstigen Tagespreisen

EIER & EIPRODUKTE
Lüchinger & Co. A.G.
BASEL, ZÜRICH, BERN, BUCHS
LUZERN, ST. GALLEN

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Fied & Berthardt A.-G., Zürich-Oerlikon

Im Frühjahr
in die Mittelschule
ATHENAEUM
Dr. Ed. Kleinert
Zürich 8/32
Neumünsterallee 1
Tel. 32 06 81

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee

HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72

Ein Traubensaft von besonderer Klasse

OBSTVERWERTUNGSGENOSSENSCHAFT BISCHOFSZELL

Alkoholfreies Restaurant
Zur Münz
Münzplatz 3 (mittlere Bahnhofstr.)
Zürich
Sorgfältig geführte Küche
Vorzüglicher Kaffee
Leitung: Th. Palmy

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen

Leinenweberei Bern AG.
BERN, City-Haus, Bubenbergplatz 7

Brautkränze und Schleier

Ansteck- und Vasenblumen

J. Fr. Gubser
Blumenfabrik
St. Peterstraße 20
ZÜRICH 1
Tel. 23 60 70

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Bäckerstube
W. HEITZER, BONN
ZÜRICH

Inserate im Schweizer Frauenblatt haben Erfolg

Was verstehen wir unter Demokratie?

Dr. iur. H. Thalmann-Antenen, Bern

Knappe drei Jahre sind vergangen, seitdem ein Weltkrieg ausgetobt hat, der im Namen der Demokratie geführt worden ist. Millionen gläubiger Menschen haben sich um dieses Banner geschart und ihr kleines Menschenschicksal um der großen Sache willen vergessen, sich geopfert für die Demokratie, die es vor dem Koloß der braunen Diktatur zu retten galt. Und heute, nachdem dies alles getan worden ist, stellt sich uns plötzlich die bange Frage: Was ist überhaupt Demokratie? Das Ideal selbst, für welches wir rangen, scheint sich inzwischen gewandelt, gespalten zu haben und uns mit grinsender Fratze zu höhnen. Demokratie steht gegen Demokratie. Es ist kein Leichtes, in dieser Verwirrung eine klare Richtung, in diesem Labyrinth der Widersprüche den geraden Weg zu finden. Wenn ich es hier versuche, dann möchte ich es ohne vorgefaßte Meinung, ohne blinde Verherrlichung und vor allem ohne Schlagwörter tun. Ich möchte ausgehen von der einfachen, ungeschmückten, unverborgenen Idee der Demokratie und sodann ihren ewigen Gehalt messen an den menschlichen Tatsachen, an der nüchternen Wirklichkeit.

Wir reden vom ewigen Gehalt der demokratischen Idee. Damit soll gesagt sein, daß der Inhalt des Begriffes Demokratie keinen Veränderungen unterworfen ist, daß Demokratie nicht heute dies und morgen jenes bedeuten kann, sondern daß ihr Begriff als Ausdruck einer ewigen Idee menschlichen Zufälligkeiten und menschlichen Spekulationen entzogen ist. Er steht in einer Reihe mit allen andern aus dem Metaphysischen gewonnenen Richtlinien, dem Guten, dem Schönen, dem Gerechten. Sie sind als Ideen dem Menschen gegeben, unbeweisbar, aber auch unwandelbar, und daß wir das wissen und daran festhalten, ist vielleicht eine der wesentlichsten Grundlagen der Kultur. Haben uns nicht gerade die letzten Jahre den erschreckenden Beweis geliefert, wohin wir steuern, wenn wir anfangen, an den ewigen Werten herumzudeuteln, sie zu biegen und sie unsern irdischen, vorübergehenden Zwecken dienstbar zu machen?

Wir müssen deshalb unterscheiden — wenn wir zu irgendeiner Klarheit gelangen wollen — zwischen dem demokratischen Prinzip als ewig gleichbleibender Idee und den vielfältigen menschlichen Versuchen, dieses Prinzip in ihrem Zusammenleben anzuwenden, ihm eine greifbare Gestalt zu geben. So allein werden wir den brauchbaren Maßstab finden, um zu entscheiden, welche Staatsform, welches tatsächliche Staatsgebilde nun als Demokratie angesprochen werden darf und welches nicht.

Wie aber erkennen wir unsern Maßstab selbst? Wie erkennen wir den ewigen Gehalt der demokratischen Idee? Die Idee der Demokratie der Volksherrschaft, geht hervor aus dem in jedem Menschen irgendwie verwurzelten Gefühl seiner eigenen Würde, seines eigenen Persönlichkeitswertes, seiner Freiheit von der Befehlsgewalt anderer Menschen und seiner Gleichheit mit den Nebenmenschen. Es ist die Auflehnung des einzelnen gegen die Unterordnung unter einen ihm gleichwertigen andern, die zur Vorstellung einer Volksherrschaft führt, einer Ordnung des Gemeinschaftslebens, die durch unsern eigenen Willen geschaffen ist. Sobald der Mensch auf einer gewissen Kulturstufe angelangt ist, will er sich nicht mehr fremder Gewalt und Willkür beugen; sondern wenn er sich unterzieht, muß es im Namen des Rechts, im Namen einer sittlichen Ordnung geschehen können. Damit haben wir die beiden ideellen Grundlagen, die geistigen Elemente der Demokratie genannt die Freiheit des Individuums von fremdem Zwang und seine Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung mit allen andern Mitmenschen.

Betrachten wir aber diese Verbindung der beiden Grundideen näher. Wie kann sich Freiheit des Einzelnen mit Gleichheit aller verbinden? Liegt darin nicht ein unvereinbarer, ja unlösbarer Widerspruch? Greift nicht die Freiheit jedes einzelnen notwendigerweise in die gleich große Freiheit des ihm zugesellten Mitmenschen ein? Wenn also jeder die gleiche und die volle Freiheit beansprucht, führt nicht die demokratische Idee notwendigerweise zum Kampf aller gegen alle, zur Anarchie? Freiheit an sich ist etwas Asoziales. Der Mensch ist aber ein Sozialwesen, gezwungen zum Zusammenleben, zur Gemeinschaft mit seinesgleichen. Zur Idee der Freiheit und der Gleichheit muß sich deshalb gesellen die Idee der Verantwortung für den Nebenmenschen und für die Gemeinschaft, die Unterordnung unter einen höhern sittlichen Zweck. Die Idee der unbeschränkten asozialen Freiheit wird dadurch gewandelt zur sozial gerichteten Freiheit in der Gemeinschaft.

Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaft — sie lassen sich so leicht nebeneinander hinstellen, scheinen so harmonisch aufeinander abgestimmt und sind doch verschieden gerichtete Prinzipien, deren jedes durch die Verbindung mit den andern eingeschränkt werden muß. Aber gerade in diesem wechselseitigen Zusammenwirken liegt letztlich das Wesen der Demokratie. Freiheit ohne Gleichheit führt zur Klassenherrschaft, Freiheit ohne Gemeinschaft zur Anarchie und erzwungene Gemeinschaft ohne Freiheit zur Diktatur.

Damit haben wir für die Beantwortung unserer Frage die wesentliche und grundlegende Erkenntnis gewonnen, daß Demokratie als Idee, als Begriff unwandelbar und menschlichen Spekulationen entzogen ist. Es gibt in diesem Sinne weder westliche noch östliche, weder bürgerliche noch sozialistische Demokratien, sondern nur die eine ewig gleiche Idee der Volksherrschaft mit ihren immer gleich bleibenden Erfordernissen der Freiheit, der Gleichheit und der Gemeinschaft.

Etwas anderes ist nun aber der demokratische Staat, die in die menschliche Wirklichkeit übertragene Idee der Demokratie. Idee und Wirklichkeit — zwei Formen unseres Seins, die sich nie decken werden. Die Idee: das Absolute, der aus dem Geistigen gewonnene Maßstab, die unbeirrbare Richtlinie unseres Tuns; die Wirklichkeit: menschliches Versuchen, menschliches Ringen um Vollendung und deshalb immer etwas Unvollendetes.

Wie kann sich nun die demokratische Idee in einem gegebenen Staat in Wirklichkeit umsetzen, so daß seine reale Ausgestaltung dem idealen Vorbild möglichst nahe kommt? Das könnte auf sehr einfache Weise geschehen in einem kleinen Stadtstaat, wie sie z. B. in der griechischen Antike bestanden, wo die Bürger im Kreis zusammentreten und über alles, was sie gemeinsam angeht, reden und bestimmen. Aber auch hier schon zeigt sich in ganz harmlosen Anfängen eines der schwierigen Probleme praktischer Demokratie: die Unterwerfung der Minderheit unter die Mehrheit. Denn irgendwie muß entschieden werden, und wenn nicht der Wille aller auf den gleichen Entscheid gerichtet ist, muß entweder auf die Bildung eines staatlichen Willens verzichtet oder ein Teil der Bürger, der kleinere, aber, wer weiß, vielleicht der klügere und einsichtigere unter den Willen der Mehrheit gezwungen werden. Wir sehen schon hier das unvermeidliche Aufeinanderprallen von Einzelwille und Gesamtwille, von Freiheit und staatlichem Zwang. Wie ungeheuer viel komplizierter und schwieriger ist aber die Verwirklichung der Demokratie unter den heutigen tatsächlichen Voraussetzungen, in unübersichtlichen Staatengebilden, in einer stark differenzierten Wirtschaft, in einer durch geistige und materielle Gegensätze zerklüfteten Gesellschaft! Was im einfachen Kleinstaat noch möglich ist, das tatsächliche und sichtbare Zusammentreten der Volksgenossen, die reine Demokratie, das muß sich im größeren Staatsgebilde verflüchtigen in die sogen. Volkssouveränität in der Form gewisser demokratischer Rechte.

Der Einzelne kann sich an der Bildung des staatlichen Willens als eines über ihm stehenden Gesamtwillens beteiligen durch sein Stimmrecht und durch sein Wahlrecht. Wo sich die Beteiligung des Bürgers erschöpft im Wahlrecht, da haben wir die sogenannte repräsentative Demokratie. Der politische Wille der Bürger ist hier weniger auf die eigentlichen Sachfragen gerichtet, sondern seine Teilnahme am staatlichen Geschehen beschränkt sich vielfach auf die Zustimmung zum einen oder andern fertigen Parteiprogramm und die Wahl der entsprechenden Vertreter. Die große Mehrzahl der heutigen Demokratien huldigen ganz oder zum großen Teil diesem Repräsentativsystem. Auch die Verfassung der Sowjetunion kennt keine direkte Entscheidung der Sachfragen durch den Bürger, sondern billigt ihm nur die Wahl der diese Fragen entscheidenden Repräsentanten zu. Was diese Verfassung aber vor allem von den demokratischen Systemen anderer Staaten unterscheidet, ist einmal die Unmöglichkeit, Vertreter verschiedener politischer Richtungen zu wählen (im Gegensatz zu England z. B., wo die „Opposition" geradezu zu einer staatlichen Einrichtung erhoben ist), und sodann das Fehlen der Gewaltentrennung, wodurch einzelnen Behörden eine hegemoniale Macht übertragen wird.

Wohl am stärksten ausgebaut und erhalten ist die Form der reinen Demokratien in den Gemeinden und Kantonen unseres schweizerischen Kleinstaates. Sie tritt am direktesten zutage in unsern Gemeinden mit ihren Gemeindeversammlungen, wo nicht nur gewählt, sondern vor allem auch über die Angelegenheiten der Gemeinde abgestimmt wird, soweit diese nach Gemeindereglement vor das Volk gehören. Und was gehört in unsern Gemeinden nicht vor das Volk? Sie ist aber auch gesichert in unsern Kantonen durch die sogen. Referendumsdemokratie. Die Großzahl unserer Kantone sieht ja für alle Erlasse der gesetzgebenden Behörde das obligatorische Referendum vor. In allen Kantonen hat das Volk das Recht, zur Initiative, sei es zur Gesetzgebung, sei es zur Revision der Verfassung selbst. Der Bund ist diesen kantonalen Vorbildern demokratischer Perfektion nur zögernd gefolgt. In verschiedenen Etappen hat sich unsere Bundesverfassung von der fast ausschließlich repräsentativen Demokratie mehr und mehr der Referendumsdemokratie genähert. Seit 1874 kennen wir das fakultative Referendum für Bundesgesetze und allgemeinverbindliche Bundesbeschlüsse nicht dringlicher Natur. Wir kennen die Verfassungsinitiative des Volkes und der Stände zu teilweiser oder totaler Revision unserer Verfassung, nicht aber die Gesetzesinitiative auf dem Gebiet des Bundes.

Unser schweizerisches Staatsrecht von der Gemeinde zum Kanton und zum Bund ist also durchdrungen von jenem Mechanismus der reinen Demokratie. Wo immer möglich sind dem Volk die rechtlichen Mittel in die Hand gegeben, auf die Bildung des staatlichen Willens Einfluß zu nehmen, ihn selbst mitzubestimmen. Aber auch hier müssen wir uns eingestehen, daß es eben nur eine gewisse Schablone ist, durch die eine große Idee auf menschliches Maß zugeschnitten wurde; sie kann, auch wenn sie noch so fein ersonnen, noch so ausgeklügelt ist, nie Vollendung bedeuten. Denn auch wenn durch das allgemeine Stimm- und Wahlrecht, durch Referendums- und Initiativrecht die rechtlichen Voraussetzungen zur Mitbestimmung im Staate gegeben sind, können wir nicht unbedingt von Demokratie sprechen. Es ist nicht allein notwendig, daß der einzelne Bürger seine Stimme abgeben, sondern daß er seinen politischen Willen frei und aus eigener Verantwortung bilden kann. Denn jedes Mitbestimmungsrecht verliert seinen Wert, wenn seinem politischen Willen irgendwelche Richtung von Staates wegen vorgeschrieben ist, wenn er sich nur in einer bestimmten Bahn, nur innerhalb bestimmter Schranken bewegen kann. Mit dieser staatlichen Bindung des politischen Willens nicht zu verwechseln ist die Beeinflussung der politischen Willensbildung durch bestimmte Interessengruppen, wie sie von linksextremen Kreisen vielfach der sog. bürgerlichen Demokratie vorgeworfen wird. Hier hat der Bürger, wenn er selbständig denken mag und will, die Möglichkeit, seinem Willen diese oder jene Richtung zu geben; unter einem diktatorischen Regime hat er auch die Möglichkeit nicht mehr. Die Freiheit der Willensbildung kann nun aber anderseits auch nicht bedeuten, daß diese völlig wild und gesetzlos erfolgen soll. Eine gewisse zwangsweise Ordnung ist auch hier nicht zu umgehen, solange wir überhaupt einen Staat nötig haben.

Wo aber liegt die Grenze dieses Zwanges? Wieweit ist staatliche Autorität geboten, und wo beginnt das Recht des Bürgers auf geistige Freiheit? Das sind ungeheuer heikle und schwer zu beantwortende Fragen. Jedenfalls dürfen wir das eine behaupten: Zwang ist überall da unvermeidlich, wo er durch den Bestand des Staates an sich, durch die Organisation notwendig wird. Denn solange wir eine Rechtsordnung als berechtigt anerkennen, müssen wir auch den mechanischen Zwang als notwendig zulassen. Der Staat, der sich als Staat behaupten will, wird, ohne dadurch undemokratisch zu sein, alle Willensbildung und alle Tätigkeit ablehnen und verbieten, und wenn es sein muß, gewaltsam unterdrücken, die auf Anarchie gerichtet ist. Darf aber ein demokratischer Staat jene Bestrebungen niederzwingen, die seine demokratische Staatsform gefährden? Kann ein Staat sich als Demokratie behaupten, wenn er die Demokratie erzwingt? Oder ist die Demokratie dazu verdammt, im Namen der demokratischen Freiheit jene gewähren zu lassen, die eben diese Freiheit beseitigen wollen? Diese Frage gehört wohl zu den heikelsten Problemen der Demokratie und wird verschieden beantwortet. So wird gerade der deutschen Demokratie der Vorwurf gemacht, daß sie in Ueberspitzung des demokratischen Prinzips die Diktatur habe groß werden lassen, anstatt sie in ihren Anfängen niederzuzwingen. Zweifellos hat jeder, auch der demokratische Staat, als Inhaber der gesamten staatlichen Machtfülle die Möglichkeit, gegen antidemokratische Strömungen mit Zwangsmaßnahmen einzuschreiten. Er gibt dann zu diesem Zwecke gewisse Freiheitsrechte preis, rückt also formell vom demokratischen System ab. Es ist aber durchaus möglich, daß trotz dieser Beschränkung der formellen Demokratie jenen gegenüber, die die Freiheit gefährden, der demokratische Geist umso stärker ist. Und das scheint uns in dieser Situation das Wesentliche zu sein. Wir müssen uns aber weiter fragen: Soll der demokratische Staat zu diesem Mittel greifen, und wann soll er es tun? Das ist eine eminent politische Frage, die nicht absolut, sondern nur von Fall zu Fall richtig beantwortet werden kann. Zweifellos gibt es Situationen, in denen ein demokratischer Staat zur Gewalt gegen antidemokratische Bewegungen gezwungen wird, besonders wenn diese auch zu einer äußern Gefährdung des Staates führen, wo z. B. nachweisbar im Auftrag oder mit Mitteln einer fremden

---

Der Schutzengel

Die Geschichte erzählte mir meine Frau nach der Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Aber ich selber kann sie nicht so wiedergeben, wie es sein muß, darum bitte ich meine Gattin, sie selbst noch einmal zu erzählen, damit ich sie getreulich niederschreiben kann:

An einem Werktage im Mai 1945 war ich dabei, etwas Wäsche auf die Leine zu hängen. Es war sommerlich heiß und ich war daher etwas leicht angezogen und hatte eine ärmellose Bluse an. Der Wäscheplatz lag in einem Garten, in den man von der Straße aus gut hineinsehen konnte. Ich kann wohl sagen, daß ich jung und hübsch war, meine Haare waren, wie es so an einem Wäschetag war, etwas unordentlich und zerzaust und ich fühlte, daß mein Gesicht ziemlich erhitzt war. Gerade als ich das letzte Stück auf die Leine hing, kam ein junger russischer Soldat die Straße entlang. Er wandte seinen Kopf dem Garten zu und sah mich. Er blieb plötzlich stehen und richtete seine Augen auf mich. Das irritierte mich und mir kam es plötzlich in den Sinn, daß ein junges hübsches Weib kein Beruhigungsmittel für einen Soldaten war, der vielleicht schon Jahre seiner Heimat fern war. Schnell nahm ich das Wäschekörbchen vom Boden auf und wandte mich dem Hause zu. Eilig wollte ich meine Wohnung zur ebenen Erde betreten und die Türe abschließen. Ich mußte dabei um das Haus herum. Aber als ich um die Ecke bog, sah ich schon den Soldaten die Gartentüre öffnen und auf die Haustüre zukommen. Aber ich war schneller als er, schlug die Türe zu und schloß ab. Aber ich hatte keine Zeit mehr, auch die zwei Stubenfenster zu schließen, die dem Soldaten den Einstieg in die Wohnstube frei ließ. Und ehe ich es versah, sah ich auch schon den jungen Mann am Fenster. In meiner Angst hatte ich gar nicht die Kraft und den Willen, zu schreien oder irgendwohin zu laufen um mich zu verstecken. Es hätte ja auch nichts mehr genützt. So stieg er denn langsam durch das Fenster ein, nahm seine Mütze vom Kopfe und legte sie behutsam auf den Tisch, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. Ich stand an der einen und er auf der anderen Schmalseite des Tisches. Keines sprach ein Wort. Er hatte seine Augen fest auf mich gerichtet und ich hielt seinem Blicke wie hypnotisiert stand. Alles zitterte an mir. Meine Lippen waren trocken und im Halse fühlte ich ein Würgen. An meinen Halsschlagadern fühlte ich den Puls hart und schnell gehen. Ich hatte ganz nasse Hände. So standen wir denn mehr wie einige Minuten. Seine hübschen Gesichtszüge errieten Erregung und doch war es mir, als ob er mit einer großen inneren Scheu kämpfe. Die Stuhllehne vor ihm umklammerte er mit beiden Händen. Nach und nach kam eine Entspannung in seine Gesichtszüge, er begann ganz unmerklich zu lächeln. Es war mir, als ob er mich zwinge auch zu lächeln. Und ich tat es. Das schien seine Scheu zu besiegen, er löste die Hände von der Stuhllehne und kam um den Tisch herum auf mich zu. Ich wollte schreien, aber ich hatte sowenig Kraft dazu, wie ich auch keinen Willen aufbrachte, vor ihm zu flüchten. So standen wir einander ganz nahe gegenüber. Keines löste den Blick vom anderen. Ich mußte dauernd schlucken und ein Brennen in meinen weit offenen Augen ließ langsam einige Tränen über meine Wimpern laufen. So sah ich wie durch einen Schleier, wie sich seine Blicke milderten, sein Lächeln wurde fast zärtlich und er griff nach meinen Händen, die ich ihm willig ließ. Ich hatte soviel von der Brutalität dieser russischen Soldaten gehört und das bewog mich, mich seinen Bewegungen nicht zu widersetzen, aus Angst, er könnte mich schlagen oder . . . Er ließ seine rechte Hand von der meinen und fuhr mir weich und zärtlich über die Wangen. Das Zittern meines ganzen Körpers ließ nach, aber mir war es, als ob er in Flammen wäre. Er legte seine Hand auf meinen Nacken und diese Bewegung weckte in mir das Bewußtsein meiner Wehrhaftigkeit. Ich bückte mich blitzschnell und entwand mich ihm. Nun war es an mir, das Fenster zur rettenden Tat zu benützen. Die rasche Bewegung zur Ausführung meines Vorhabens löste bei ihm eine ebensolche aus. Er erwischte mich an einem Arme, riß mich mit einer Drehung meines Körpers an sich und . . . Meine leichte Bluse verfing sich am Fensterriegel, sie wurde halb heruntergerissen und meine Brust lag unverhüllt vor den nunmehr gierigen Augen des Mannes. Vielleicht, wenn die Entblößung nicht gekommen wäre, hätte es das Nachfolgende verhüten können. Der Soldat umfing mich mit beiden Armen, drängte mich durch die Stube zum Divan. Er keuchte. Er flüsterte dauernd leise heiße Worte, die ich nicht verstand. Ich wehrte mich wie eine Verzweifelte, aber meine Kräfte reichten nicht aus, um den erregten des Mannes erfolgreich widerstehen zu können. Und schreien konnte ich nicht, warum, das zu sagen, bin ich heute außer Stande. Zwei Schritte vor dem Divan kamen wir beide zu Fall. Ich schlug hart auf dem Boden auf, ohne mir aber weh getan zu haben. Er riß mich hoch und sein heißes Gesicht war fest an das meine gepreßt. Meine Kräfte hatten mich gänzlich verlassen, ich gab mich verloren, seiner Gier frei gegeben. Nun mußte nur noch eine Ohnmacht mein Bewußtsein auslöschen und es war um mich geschehen. Ein ohnmächtiger, wehrloser Körper war kein Hindernis, dem Willen eines Mannes freien Lauf zu lassen. Da öffnete sich leise die Kammertüre. Im Rahmen erschien meine kleine dreijährige Heidi im schneeweißen Nachthemdchen. Dort blieb sie wie angewurzelt stehen und verfolgte mit großen Kinderaugen das Geschehen vor ihr. Der Soldat sah das Kind, er sah des Kindes verwunderte Augen. Seine gespannten Arme, die mich umschlossen hielten, lockerten sich. Einige stille Minuten folgten, während der Mann gebückt mit der schweren Last so dastand und nicht wagte, seinen Blick dem Heidis zu entrücken. Da spürte ich ein feines Zittern des Mannes Körper durchrieseln. Mit einem Schritte war er mit mir am Divan. Legte mich sachte und zärtlich darauf, ging auf Heidi zu, die keine Miene machte zu schreien oder wegzulaufen. Heidi begann laut zu lachen, wie zu einem lieben Onkel. Der Russe ging ganz nahe auf das Kind zu, kauerte sich vor ihm nieder und sprach ganz leise zu ihm. Heidi verstand ihn nicht, aber es schlang seine Kinderärmchen um des Soldaten Hals, er hob sie zu sich empor und drückte es fest an seine Brust. So setzte er sich zu mir auf dem Divan und begann mit dem Kinde zu spielen. Mir lachte er ins Gesicht, als ob nichts geschehen sei. Und nach einer halben Stunde gab er mir lachend beide Hände, nahm dann meinen Kopf in diese und drückte mir einen Kuß auf die Stirne . . . und ging. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

avo

Macht gearbeitet wird. Wie aber diese politische Entscheidung im konkreten Fall auch getroffen werde, dürfen wir das Eine nicht vergessen: Jeder Zwang, jede gewaltsame Unterdrückung wird nur dort restlos wirksam sein, wo nicht die Wurzeln der Demokratie selbst schon angefressen sind, wo nicht die Demokratie entkräftet, zur inhaltlosen Form geworden ist. Eine zerrüttete oder kulturell zu schwach untermauerte Demokratie wird sich auch durch gewaltsames Niederringen ihrer Gegner nicht auf die Dauer halten können; in der gesunden, lebendigen Demokratie aber, deren Form sich mit dem Geist des Volkes einig weiß, und deren sozialer Unterbau nicht durch krasse materielle Gegensätze zerstört ist, werden freiheitsfeindliche Umtriebe viel weniger Boden fassen können oder zu einer wirklichen Gefährdung führen.

Die Einschränkungen der Freiheitsrechte der Bürger sind im demokratischen Staate somit nur gerechtfertigt als letzte Verteidigungsmaßnahmen. Wenn aber eine Verfassung die Freiheitsrechte der Bürger nur gewährleistet „in Uebereinstimmung mit den Interessen der Werktätigen und zum Zwecke der Festigung des sozialistischen Systems" wie dies die russische Verfassung tut, dann muß uns der Wert dieser „Freiheit" außerordentlich zweifelhaft erscheinen. Wahre geistige Freiheit ist die unbedingte Anerkennung jedes menschlichen Gedankens, jeder Aeußerung menschlichen Denkens und Fühlens, soweit dadurch nicht der demokratische Staat als solcher und der Bestand der menschlichen Gesellschaft tangiert werden. Wer Anarchie und Totschlag propagiert, wer gegen die Befolgung geltender staatlicher Gesetze aufhetzt und zur gewaltsamen Beseitigung seiner Gegner auffordert, wer die Freiheitsrechte als solche beseitigen will, der kann nicht den Schutz staatlicher Freiheitsrechte für sein Tun in Anspruch nehmen. Wer aber auf legalem Wege eine Aenderung der Verfassung oder der Gesetze in demokratischem Sinne fordert, wer durch die Mittel der Redner, der Presse, in Vereinen und Versammlungen behördliche Fehlgriffe in anständiger Weise und ohne anarchische Nebenabsichten rügt, wer für eine nach seiner Ansicht bessere Wirtschafts- oder Sozialordnung sich einsetzt, der steht unter dem Schutz der verfassungsmäßigen Freiheitsrechte; denn unsere Bundesverfassung anerkennt ohne irgendwelchen Vorbehalt die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Vereinsfreiheit und die Pressefreiheit. Sie sollen nicht einem bestimmten System dienen, sondern sie sollen das Edelste, das Beste im Menschen, seine geistige und sittliche Schöpferkraft vor staatlich-autoritärer Knebelung bewahren. Wo ein Staat um eines bestimmten Systems willen diese wertvollsten Quellen der Kultur zum Versiegen bringt, wo er alle jene Aeußerungen menschlichen Geistes in eine bestimmte Bahn lenken will, da wird er zum Diktator. Niemand mache uns weis, daß alle Menschen eines Volkes gleich denken, von den nämlichen Ueberzeugungen erfüllt sind, dem gleichen Parteiprogramm zustimmen können. Die geistige Gleichschaltung eines Volkes wird nie anders als durch Zwang, durch rohe Gewalt zu erreichen sein. Demokratie aber ist geistige Freiheit; in ihr mag eine gewisse Gefahr liegen; in ihr liegt aber auch die Kraft, die Größe und die Würde dieser Staatsform.

Wir fassen zusammen: Die Verwirklichung der demokratischen Idee im Staat setzt voraus die Gewährleistung der politischen Rechte der Bürger und die Garantie bestimmter Freiheitsrechte, die eine freie politische Willensbildung ermöglichen und dadurch erst den Bürgerrechten ihren Wert geben. Sie sind das rechtliche Gerippe des demokratischen Staates.

Und dieses rechtliche Gerippe ist eine Voraussetzung der wirklichen Demokratie, aber nicht die einzige. Die Rechtsform allein genügt nicht. Das rechtliche Gerippe muß ausgefüllt werden durch den demokratischen Geist des Volkes. Freiheit, Gleichheit, Gemeinschaft, sie können tote Begriffe sein, und dann ist Demokratie trotz aller rechtlichen Garantien nur Schein, nur Lüge, nur eine politische Maschine. In erster Linie ist jede Demokratie undenkbar, wenn die einzelnen Bürger, um derentwillen ja dieses System besteht, nicht auch Demokraten sein wollen. Jeder Bürger, der so sehr von seinen persönlichen Angelegenheiten erfüllt ist, daß er keinen Gedanken mehr für die Gesamtheit erübrigen kann, ist eine Gefahr für die Demokratie; jeder, der dem Staate gegenüber nicht die Einstellung des mittragenden, mitverantwortlichen Gliedes, sondern nur des Nutznießers oder gar des Profitierers hat, ist ein Schädling der Demokratie. Die Demokratie muß aufbauen können auf eine lebendige, kritische, schöpferische Anteilnahme ihrer Bürger. Ohne diese mag sie sich vielleicht in ruhigen Zeiten halten — ein Kartenhaus, das vom ersten Sturm umgeweht wird.

Sie setzt als zweites voraus die Fähigkeit des Bürgers, zu stimmen und zu wählen. Wir meinen damit natürlich nicht die bloße Beherrschung des Technischen — auch das soll zwar gelegentlich fehlen! Nein, wir meinen vielmehr die Fähigkeit, nach Grundsätzen zu wählen und zu entscheiden. Wir stoßen da an eines der brennendsten Probleme der Demokratie. Demokratie ist oft das System der menschlichen Durchschnittlichkeit genannt worden, die Staatsform, die es dank den Volkswahlen nur dem Gewöhnlichen, dem Unbedeutenden erlaubt, an die Spitze zu gelangen, dagegen das kultivierte, das menschlich wertvolle Element darniederhält. Diese Gefahr läßt sich nicht verkennen. Daß deshalb der wählende Bürger die Größe einer Gesinnung erkennen lerne, daß er sich nicht durch großsprecherisches Tun, durch Scheinwissen und Demagogenkniffe blenden lasse, das ist im demokratischen Staat eine erzieherische Aufgabe ersten Ranges. Nur die stete Lebendigkeit geistiger Kräfte, die aufrütteln, die erneuern, die zur Auseinandersetzung mit den kulturellen Problemen zwingen, kann uns davor bewahren, die Volksherrschaft zur Herrschaft der platten Mittelmäßigkeit, ja zur Pöbelherrschaft werden zu lassen.

Nicht geringer sind die Voraussetzungen, die der Bürger einer Demokratie für die Teilnahme an Abstimmungen zu erfüllen hat. Unser hochentwickeltes, kompliziertes, für den einzelnen wenig verständliches und unübersichtliches Wirtschaftsleben stellt den Bürger bei Abstimmungen oft vor Fragen, die über seine Kenntnisse, über seinen Horizont hinausgehen. Wie soll er sich da ein Urteil bilden? Da ist die Gefahr der Schlagwortpropaganda, die das wahre Wesen der gestellten Fragen verhüllt, außerordentlich groß. Es gibt Stimmen, auch ernsthafter Demokraten, die dieser Gefahr dadurch begegnen wollen, daß sie derartige Fragen der Volksabstimmung entziehen. Liegt darin aber nicht eine Kapitulation der Demokratie vor den Schwierigkeiten der praktischen Durchführung? Der demokratische Weg führt hier sicher nicht zu einer Entmündigung des Volkes, sondern man wird sich die Mühe nehmen müssen zu seiner systematischen Schulung, Aufklärung, Befähigung zu wirklicher Einsicht in die Probleme des Staates und der Wirtschaft.

Die schwierigste Aufgabe stellt der demokratische Staat seinem Bürger dadurch, daß er ihm mit der Freiheit der Entscheidung auch die Verantwortung für seine Gestaltung überträgt. Wir haben gesehen, daß die demokratische Idee nicht den asozialen und anarchischen Freiheitsbegriff in sich trägt, sondern die Freiheit in der Gemeinschaft fordert. Sie setzt also voraus, daß der einzelne so einsichtig, so sozial gesinnt, so altruistisch eingestellt sei, daß er freiwillig jenes Ausmaß seiner persönlichen und seiner wirtschaftlichen Freiheit einhält, das mit der Gemeinschaft verträglich ist. Wir wissen heute, daß die Gerechtigkeit in der Wirtschaft nicht von selbst zu verwirklichen ist, sondern daß es schlechterdings ohne ein gewisses Maß zwangsweiser staatlicher Ordnung nicht abgeht. Wie groß dieses Maß gerechterweise sein muß, das läßt sich aber nicht ein für allemal entscheiden. Seine Grenze wird immer dort zu liegen kommen, wo die freiwillige Ordnung unter den einzelnen versagt. Je besser sich der einzelne in die Gemeinschaft einfügt, je bereitwilliger er ist, seine Freiheit zugunsten der Gemeinschaft einzuschränken, desto weniger wird der Staat mit Zwangsmaßnahmen eingreifen müssen. Je ungebärdiger, je unvernünftiger, je asozialer sich der einzelne benimmt, desto umfassender wird der staatliche Zwang zupacken müssen, will der Staat es nicht darauf ankommen lassen, daß das ganze wirtschaftliche und soziale Gefüge auseinanderbirst. Je mehr nun aber der Staat durch seine Zwangsmittel die Gemeinschaft herzustellen genötigt ist, je größer die Aufgaben sind, die er dadurch auf sich nehmen muß, desto straffer muß er auch seine Organisation gestalten, desto enger wird der Bezirk der demokratischen Freiheitsrechte. Denn will der Staat ein Ziel erreichen, welches das Volk freiwillig nicht erreicht, dann kann er auch nicht auf den Volkswillen abstellen, sondern er muß den einzelnen ohne oder gegen seinen Willen in den staatlichen Plan einordnen. Aber nicht nur die Uebertreibung dieses kollektivistischen Prinzips kann der Demokratie gefährlich werden. Wir müssen heute die Gefahr auch dort erblicken, wo in einer scheinbar freien Wirtschaft mächtige Verbände, gewaltige und kapitalkräftige wirtschaftliche Organisationen versuchen, die Entscheidung der wirtschaftlichen Fragen an sich zu reißen, und dadurch die demokratischen Rechte der Bürger gegenstandslos, zur bloßen äußerlichen Geste zu machen. Der demokratische Staat wird vor beidem auf der Hut sein müssen: vor der unbedachten und belastenden Uebernahme wirtschaftlicher Garantien, wie vor der schleichenden Macht interessierter Verbände. Es wird nun heute behauptet, daß gerade durch das kollektivistische Prinzip, durch die Verstaatlichung der Wirtschaft und die Ausmerzung der Klassengegensätze die wahre Demokratie, die „Volksdemokratie" verwirklicht werde. Wir können diesen Glauben nicht teilen. Demokratie, die erzwungen wird, ist nicht mehr Demokratie. Der alles umfassende staatliche Zwang, der die Menschen in seinen Plan, in seine Ordnung hineinpreßt, ist die Negation des demokratischen Prinzips. Wohlverstanden, es kann Verhältnisse geben, wo ein weitgehender staatlicher Zwang nicht zu vermeiden ist, wo ohne ihn die wirtschaftliche und soziale Anarchie platzgreifen würde, wo das Bestehen des Staates als solchen in Frage gestellt wäre. Da mag sein Zwang eingreifen; aber wir dürfen ihm nicht den Namen der Demokratie umhängen, auch wenn er sich noch so sehr in den Dienst einer sogen. Volksherrschaft, einer alles nivellierenden Gleichheit stellt. Die dringendste und unerläßlichste Aufgabe jedes demokratischen Staatswesens ist es deshalb, seine Bürger zum Gebrauch der Freiheit zu befähigen, sie als Menschen soweit zu bringen, daß ihnen Freiheit nicht Zügellosigkeit, nicht Herrschaft über den Schwächern, nicht soziale Verantwortungslosigkeit bedeutet, sondern gewolltes Einführen in die Gemeinschaft.

Wir fassen die gewonnenen Erkenntnisse zusammen: Wenn wir von Demokratie sprechen, müssen wir unterscheiden: einmal die Idee der Demokratie, die als unwandelbares ewiges Prinzip Richtlinie menschlicher Staatsgestaltung ist —, und sodann die Verwirklichung dieses Prinzips im positiven, tatsächlichen Staatsgebilde. Diese ist nicht immer und überall dieselbe; sie kann hunderterlei verschiedene Formen annehmen, die, gemessen an den ewigen Richtlinien, dem demokratischen Gedanken mehr oder weniger nahe kommen. Die demokratische Idee ist die Idee der Freiheit und Gleichheit der Menschen in der Gemeinschaft. Der demokratische Staat verwirklicht sie, indem der die letzte Entscheidung über seine Gestaltung der Gesamtheit des Volkes überträgt. Das Volk besitzt politische Rechte in der Form von Stimm- und Wahlrecht, des Referendums- und Initiativrechts; es hat das Recht der freien Willensbildung und Willensäußerung durch die Zuerkennung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Vereinsfreiheit und der Pressefreiheit. Freiheit ohne jeden Zwang ist praktisch nicht denkbar; der Staat ist Garant der Freiheit und muß sie als solcher sogar erzwingen können. Das Maß des staatlichen Zwanges soll aber im demokratischen Staat auf jenes Minimum beschränkt werden, das er zu seiner Selbstbehauptung bedarf. Neben dem formellen Gerippe demokratischer Rechte ist deshalb die wichtigste Voraussetzung der Demokratie ihre kulturelle Verankerung in einer möglichst weiten Schicht des Volkes und die Lebendigkeit jener geistigen und ethischen Kräfte, die allen die Entfaltung ihrer menschlichen Persönlichkeit in einer frei gewollten Gemeinschaft sichert. Dort, wo die demokratische Form mit der demokratischen Gesinnung eines Volkes zusammentrifft, wird die demokratische Idee ihre vollkommenste menschliche Verwirklichung finden.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Von einer Frau — die mir Eindruck machte!

(Schluß)

Doch ihrem alten gewohnten Lebenszuschnitt blieben die beiden alten Leutchen treu und damit mußte sich die mit der Doktorwürde ausgezeichnete Nichte wohl oder übel abfinden. Sie fand sich zudem auch mit der ausgesprochenen Schrullenhaftigkeit der Alten in geradezu vorbildlicher Duldsamkeit ab.

„Sie haben meine Jugend behütet. Jetzt ist es an mir, sie in ihrem Alter zu betreuen", erklärte sie ... Obwohl die Zeit dieser berufstätigen Frau vollbesetzt war, fand sie doch am Morgen und am Abend einen Augenblick Muße, Onkel Sämi, einen gutmütigen, alten „Trappi" gegen „Gsüchti" mit einer nicht gerade wohlriechenden Salbe zu massieren, von dessen Heilwirkung er jedoch fest überzeugt war ... Auch Tante Bertha kam mit ihren vielerlei Altersgebrechen zu der Nichte. Einer gut in die Verhältnisse eingearbeiteten Haushälterin übergab sie die beiden Alten übertags in die sichere Obhut. Und wie Kinder, deren Mutter tagsüber abwesend ist, freuten sie sich am Abend auf die Heimkehr ihrer Nichte. Manche Mutter und mancher Vater vermag nicht mit einer solch gläubigen Ueberzeugung die Besitzerrechte auf ihr eigenes Kind geltend zu machen, wie es die beiden Alten taten. Obwohl die von verantwortungsvoller Berufsarbeit heimkehrende Frau gewiß der Ruhe und der Entspannung dringend bedurft hätte, widmete sie ihre spärliche Freizeit Onkel Sämi und der Tante. Sie opferte ihnen zu einem Teil auch ihre Jugend und vielleicht sogar ihr persönliches Frauenglück, wofür die beiden Alten ihre eigene feststehende Erklärung gaben: „Eusers Emmy brucht nit z'hürate, äs isch sälber so gschyd wie-n-es Mannevolch und bringt si sälber dür ds' Läbe." Gewiß konnte Fräulein Dr. Zbinden es an geistigem Besitz und an Weitsicht mit manchen gebildeten, geistig hochstehenden Männern ihrer Zeit getrost aufnehmen. Vielleicht war es die Anhänglichkeit an ihrem Beruf, welcher auch beim weiblichen Geschlecht bei der einen und der andern seiner Vertreterinnen stark genug ist, die angeborenen mütterlichen Anlagen auf einer andern Grundlage zu entfalten. Sie hat auch mir, ihrem Hausgenossen das Muttersein gelehrt und zwar mehr durch das Beispiel als durch Worte, das Muttersein, das nicht mit dem Brautkranz seinen Anfang nehmen muß und doch Mutterschaft ist. Sie war mir auch während der Zeit unserer gemeinsamen Hausgenossenschaft das Vorbild der Erfüllung des Frauentums in der Mütterlichkeit gewesen, die auch ohne die Erfüllung des leibhaftigen Mutterschicksals möglich ist. Ihr verdanke ich auch das Beispiel der tapferen Lebensbejahung, ja selbst die wertvolleren Erkenntnisse, als mir der Besuch der den Blick weitenden Vorlesungen an der Universität vermittelt hat, denn was uns zu lernen am meisten nottut, das ist das rechte Verhältnis von Mensch zu Mensch, so wie es sein müßte, wenn wahre Liebe alle Handlungen leiteten, worüber in der Theorie so viel gesprochen und in der Praxis so wenig gehalten wird. Und gibt es einen wertvolleren Lehrsatz als den, daß es für Frauen, vorab auch für die Berufstätigen nichts Höheres gibt, als die mütterliche Fürsorge, die sich in den Vordergrund für andere stellt und das Beste, was die Frau zu sagen hat, immer das bleibt, was sie durch ihr Leben vorbildlich zum Ausdruck bringt.

M. S.

75 Jahre „Zürich"

Die „Zürich" Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft blickt auf ihr 75jähriges Bestehen zurück. Man darf sagen: 75 Jahre im Dienst der schweizerischen Volkswirtschaft.

In dieser Zeit hat sich die „Zürich-Unfall" zu einem der großen Schweizerunternehmen entwickelt, die weit über die Grenzen hinaus tätig sind. Trotz zweier Weltkriege, die Währungszerfall und andere Kriegsnachwehen in verschiedenen Ländern mit sich brachten, bietet die Gesellschaft ihrem großen Kundenkreis nach wie vor volle Sicherheit. Sie hat für die Stadt, deren Namen sie trägt, in der ganzen Welt Ehre eingelegt, zählt doch die „Zürich" zum Beispiel in den Vereinigten Staaten zu den bestbekannten Unfallversicherungsgesellschaften. Ihre wirtschaftliche Bedeutung liegt nicht nur in der anerkannt sachgemäß geführten Versicherung, sondern auch als Arbeitgeber in der Schweiz und im Ausland. Mit ihrem Mitarbeiterstab von gegen dreitausend Angestellten und mehr als zehntausend Vertretern nimmt sie heute den ersten Platz ein unter allen Gesellschaften auf dem Kontinent, die sich ausschließlich in der Unfall- und Haftpflichtversicherung und deren Nebenzweigen betätigen. Daneben befruchtet die große Auslandtätigkeit — rund sechs Siebentel der Prämieneinnahmen stammen aus dem Ausland — in nicht zu unterschätzendem Maße die schweizerische Zahlungsbilanz. So gehört die „Zürich-Unfall" in die Reihe der namhaften großen Einsätze des schweizerischen Unternehmergeistes in der Weltwirtschaft. Sie ist ein sichtbares Zeichen dessen, was die Privatinitiative vermag.

Kleine Rundschau

Der Königin Wilhelmina zu Ehren

Im Rahmen der Jubiläumsfestlichkeiten wird eine dauernde Ausstellung von Blumen, Sträuchern und Bäumen im Westbroekpark zwischen Haag und Scheveningen gehalten. Mitte April wird die Ausstellung geöffnet werden und bis im Herbst weitergehen. Anfangs werden es Tulpen und Narzissen sein; nicht weniger wie 100 000 sind von den Züchtern geschenkt worden. Dann kommen im wunderschönen Monat Mai die Rhodo's, Azaleen, japanischen Kirschen an die Reihe, von den berühmten Boskoopschen Händlern gespendet, nicht „auf Nimmerwiedersehen", denn sie bleiben im Park erhalten. Nachher kommen Zehntausende von Gladiolen und im Herbst Zehntausende von Dahlien und dann werden auch die Obstbäume ihre Früchte haben, deren Blütenpracht den Besuchern im Frühling schon Freude gemacht hat. Auch ein exemplarischer „Volksgarten" mit Gemüse, Obst und Blumen wird in einer Ecke des Parks angelegt werden. Die Ausstellung wird an Regentagen nicht zugänglich sein, weil dann die Grasflächen zu sehr zu leiden hätten. Dennoch ist die Lage des Parkes so, daß man von allen Seiten her rundum spazieren und sich die Blumenpracht aus der Nähe betrachten kann. Der Park ist 8 Hektaren groß mit mehreren Teichen.

W. W. F-D.

VON BÜCHERN

Nigel Balchin: „Mein eigener Henker", Roman. Titel der englischen Originalausgabe: „Mine own executioner" übersetzt von Herbert E. Herlitschka (Steinberg-Verlag, Zürich 1948).

„Die Skala der menschlichen Sünden ist sehr begrenzt."

„An allem und jedem ist irgend etwas. Das macht das Leben so kompliziert."

„Waren Beichtväter nicht schon immer ein bemerkenswert empfänglicher Schlag?"

„Er hatte etwas begonnen und es dann sein lassen. Das durfte man nie."

Der gewandte englische Erzähler Nigel Balchin, dem es nicht um billige Effektmittel geht, und der seinen eigenen, ganz unkonventionellen Weg verfolgt, hat bereits in seinem früheren Roman: „Das kleine Hinterzimmer" sein kluges, bedächtiges Vorgehen in Handlung und Charakterentwicklung, das endlich der dramatischen Steigerung zustrebt, — bewiesen.

Sein neuer Roman stellt Psychoanalyse und Psychoanalytiker, und mit ihnen den gewissenhaften und bis an die äußersten menschlichen Grenzen verantwortungsbewußten Psychiater und sehr ernst zu nehmenden Laienanalytiker Felix Milne in den Mittelpunkt. Sein Leben in seinem Studierzimmer; mit seinen Patienten, — vor allem mit dem so schwierig zu behandelnden früheren Flugzeugführer in der R. A. F. und an Schizophrenie leidenden Adam Lucian, mit seinen Kollegen, und wieder mit seiner Frau Patricia, die mit ihrer instinktsicheren Klugheit in so sympathischem Gegensatz zum ganzen „Bauernfängertrick" der Analytik steht, zieht abwechselnd, bald besinnlich, bald spannend an uns vorüber.

Hand in Hand steigert sich zum Schluß die innere seelische Spannung mit dem äußeren, zu einem Kriminalfall sich auswirkenden Geschehen des Romans.

Alice Suzanne Albrecht

Kunst und Volk, schweizerische Kunstzeitschrift. 10. Jahrgang, Nr. 2, 1948. Herausgeber Albert Ruegg, Maler, Zürich, Rebbergstraße 43. Jahresabonnement (6 Hefte) Fr. 12.—.

Die Osternummer von Kunst und Volk ist den bedeutenden gotischen Fresken in der Kirche Oberwinterthur gewidmet. Sie entstanden um 1340 und mußten zuweilen unter der Tünche des protestantischen Bildersturms verschwinden.

Dr. Wilhelm Sulser erklärt uns die Wandbilder, die sich wie herrliche Bildteppiche an den Wänden hinziehen. Sie stellen Episoden aus dem Leben Christi und aus der Legende des Hl. St. Arbogast, dem Schutzpatron der Kirche, dar. Zwischen den Fenstern finden wir eine Reihe von Aposteln und Heiligen.

Alle Bilder halten sich an eine streng flächenhafte Darstellung. Sie leben vom Rhythmus der betont linearen Konturen, in welchen die Figuren mit ihren Gebärden harmonisch einbezogen sind. Einzelnes ist von spielerischer Anmut, fast wie die tändelnde Strophe eines Minnesängers. Jedoch geschieht dem monumentalen Charakter des ganzen Zyklus nie Abbruch.

In den Farben beschränkte sich der Oberwinterthurer Meister auf eine einheitliche Skala von wenigen Tönen, die er in rhythmisch gestuftem Wechsel verwendete.

Die dem Text beigesellten Reproduktionen lassen in uns den Wunsch erstehen, diese wertvollen Fresken im Original zu sehen.